

Buchbesprechungen

Mark Lehmstedt

Buchstadt Leipzig. Biografisches Lexikon des Leipziger Buchgewerbes. Band 1, 1420–1539. Von den Anfängen bis zur Einführung der Reformation

Leipzig: Lehmstedt, 2019, 298 S.

Die deutschen Universitäten sind mit ihrem alle Akteure überlastenden Lehr-, Selbstverwaltungs- und Forschungsbetrieb nur noch selten in der Lage, herausragende und grundlegende Dokumentationen buch- und kommunikationshistorischer Quellen und darauf basierende innovative Studien hervorzubringen. Entsprechende Forschungen sind längst entweder Akademievorhaben oder werden in zumeist zu kurz befristeten DFG-Projekten durchgeführt. Dass ein auf sechs Bände veranschlagtes biographisches Lexikon der wichtigsten deutschen Buchstadt, Leipzig, von den Anfängen bis 1825, dem Jahr der Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, sich vollständig privatem Forschungsfleiß verdankt, ist ein bemerkens- und bewundernswerter Fall. Der erste Band dieses Großvorhabens liegt in einer so wunderbaren Ausstattung und großartigen Abbildungen vor, dass er seinem Gegenstand jede Ehre macht. Wunderbar belehrend das Vorwort zum Gesamtwerk, das den Leser in die letzten Winkel des historischen Buchwesens führt. Erfasst wurden Vertreter der folgenden Berufe: »Antiquar (auch »Büchertrödler«, »Bücherhändler), Auktionator (auch »Proclamator), Buchbinder (auch »Bibliopegus), Buchdrucker (auch »Chalcographus«, »Typographus), Buchhändler (auch »Bibliopola«, »Buchführer), Buchmaler (auch »Illuminator), Buntpapierfabrikant, Disputationshändler, Kunsthändler (auch »Buch- und Kunsthändler, »Bilderhändler, »Kupferstichhändler), Kupferdrucker, Kupferstecher, Landkartenhändler, Landkartenverleger, Leibbibliothekar (auch »Bücherverleiher), Makulaturhändler, Notenstecher, Papierhändler, Papiermacher, Schriftgießer, Verleger, Zeitungsschreiber.« Letztere haben Aufnahme gefunden, weil sie in der Frühzeit des Zeitungswesens de facto auch als Zeitungsverleger fungierten und auch den Vertrieb selbst organisierten (S. 8f). Im Gegensatz zu fast allen gleichartigen Nachschlage-

werken sind auch Frauen berücksichtigt, die als Witwen oder Töchter in der Buchgeschichte eine Rolle spielten. Es ist für die deutsche Buch- und Pressegeschichte insgesamt charakteristisch, wenn der Autor von einem bescheidenen Forschungsstand und Lückenhaftigkeit der Quellenüberlieferung sprechen muss. Umso bemerkenswerter, dass mit Lehmstedts Werk die Grundlage für künftige Verlags- bzw. Druckerbibliographien entstanden ist. Für jede (!) Information ist die Quelle angegeben worden. Eine vollständige Transkription der einschlägigen Eintragungen der Originalquellen mit vollständigen Quellenangaben hat der Autor im Deutschen Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek zu Leipzig deponiert. Für die analoge Publikation seines Werks hat Lehmstedt sich entschieden, um die stabile Dauer seiner Ergebnisse zu garantieren, an eine zusätzliche elektronische Publikation, die fortwährend von Jedermann verbessert werden kann, ist nach Abschluss des Werkes gedacht, für den man nur Kraft und Glück wünschen kann. Lehmstedts Unternehmen wird, wenn man den ungeheuren Informationsreichtum des ersten Bandes zum Maßstab nimmt, mit Sicherheit einmal zu den ganz großen Ereignissen der druck-, verlags-, buch- und kommunikationsgeschichtlichen Forschung gehören.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Andreas Eichler

Sprache und Eigensinn. 1: Von den Minnesängern bis Herder

Niederfrohna: Mironde Verlag, 2019, 320 S.

Andreas Eichler, promovierter Philosoph und Verleger aus Niederfrohna, stellt im ersten Band seines Werks Entstehung und Entwicklung der deutschen Hochsprache im Schnittpunkt der Fernhandelsstraßen Basel–Königsberg und Bremen–Wien dar: Für das Mittel- wie für das Neuhochdeutsche spielte der Sprach- und Dialektausgleich zwischen deutschen und slawischen Stämmen eine entscheidende Rolle. Das wird chronologisch anhand von 22 ausgewählten Persönlichkeiten und der durch sie geprägten Kulturlandschaft nachgezeichnet, von denen lediglich Luther, Lessing und Herder im Kanon heutiger »Bil-

dungspolitik« präsent sind. Die anderen aus dem mitteldeutschen Wirkungsfeld – Minnesänger der Wartburg, Mechthild von Magdeburg, der Frankfurter, Thomas Münzer, Wolfgang Ratke, Jakob Böhme, Paul Fleming, Leibniz, Tschirnhaus, Thomasius, Bach, Caroline Neuber, Johann Gottfried Schnabel, Winckelmann und Christian Gottlob Heyne – ergänzen die gegen den Strich ihrer bildungspolitischen Vereinnahmung gebürsteten Höhenkammliteraten. Bezeichnend und wohltuend ist, dass drei von vier Weimarer Klassikern (Wieland, Goethe und Schiller) wegen ihres allzu großen Bekanntheitsgrades fehlen. Die Auswahl will ohnehin bewusst einseitig sein und die Authentizität des Schöpferischen, Individuellen, Unangepassten den Arrivierten und langweiligen Karrieretypen entgegensetzen.

Der Band belegt, dass Kultur immer nur von einzelnen Querköpfen, niemals aber vom bildungspolitisch normierten und instrumentalisierten Kollektiv getragen werden kann. Die weitgehend vergessene (bzw. vergessen gemachte) Gegenwelt zur verordneten Leitkultur, der Eigensinn des schöpferischen Geistes und seiner subversiven Strahlkraft dürfte den an Machterhalt, Einflussnahme und wirtschaftlicher Verwertbarkeit interessierten »Kulturmanagern« ein Dorn im Auge sein. Man darf auf den zweiten Band gespannt sein.

FRANK STÜCKEMANN, JÖLLENBECK

Niall Atkinson

The Noisy Renaissance. Sound, Architecture, and Florentine Urban Life

University Park, PA: Pennsylvania State University Press, 2016, xv, 260 S., 154 Abb.

Der Chicagoer Architekturhistoriker zielt mit seinem Buch darauf ab, den Zusammenhang zwischen umbautem Raum und Kommunikation in der vormodernen Stadt zu untersuchen. Dabei attestiert er der Architektur vielfältige Rollen: sie fungiere als »major protagonist and backdrop, transmitter and receiver, obstacle to and facilitator of the communicative networks« (S. 12). Atkinson konzentriert sich dabei auf akustische Phänomene; der Gegenstand seiner Studie ist ausgerechnet das für bildende Kunst berühmte Florenz. So gebe es etwa zum Campanile des Florentiner Doms eine lange Tradition kunsthistorischer Analysen, in der aber meist ausgeblen-

det werde, dass das Bauwerk ein Glockenturm ist.

Glocken, die lautesten Kommunikationsmedien der Vormoderne, stehen im Zentrum des Buches. Nach einem episodentartigen Panorama der urbanen Soundscapes der Florentiner Renaissance geht Kapitel 2 näher auf den historischen Kontext der Aufhängung von Glocken im 13. bis 15. Jh. ein. Im Zentrum der Betrachtung stehen dabei die vier bedeutendsten Glockentürme der Stadt, zwei sakrale (Campanile, Badia-Abtei) und zwei säkulare (Bargello, Palazzo Vecchio). Atkinson hebt dabei hervor, dass Glocken meist gerade dann von den verschiedenen populären Regierungen der Stadt gegossen wurden, wenn sie durch die rivalisierenden Adelsclans unter Druck gerieten – ein Indiz für die politische Bedeutung, die diesem Kommunikationsmedium beigemessen wurde. In Kapitel 3 rekonstruiert Atkinson dann die zeitliche und räumliche Koordination des Läutens in der Stadt auf beeindruckend anschauliche Weise mittels zahlreicher grafisch bearbeiteter Stadtpläne und Fotografien.

Dieses Bild einer durch Glockengeläut akustisch wohlgeordneten Stadt wird in den beiden übrigen Kapiteln relativiert, denn die urbane Soundscape sei »always in danger of collapsing into aural confusion« (S. 155) gewesen. Sobald das gewohnte Glockengeläut ausblieb, wie beispielsweise 1387, entstanden sogleich Gerüchte über mögliche Ursachen der Stille. Dieser »aural confusion«, die allenfalls durch Ausrufer und Geschichtenerzähler gelenkt wurde, wendet sich Atkinson in Kapitel 4 zu. Kapitel 5 bietet abschließend eine Momentaufnahme, um das Wechselspiel von Glocken und Stimmen in der Stadt zu untersuchen: den sogenannten Ciompi-Aufstand von 1378, bei dem die gewohnte Hierarchie des Geläuts vom Zentrum zur Peripherie auf den Kopf gestellt wurde, indem Pfarrkirchen in den Randgebieten ihre Glocken läuteten und Menschen auf die Plätze strömten und schließlich vor dem Palast der Prioren lärmend ihre Petitionen vorbrachten. Der zeitgenössische Bericht eines der Prioren dokumentiert das Gefühl einer akustischen Einkesselung, erst durch die Sequenz der Glocken, dann durch die Menge auf dem Platz.

Insgesamt ist die Quellenbasis dieses Buches allerdings schmal; abgesehen von einigen

zeitgenössischen Chroniken und literarischen Texten aus der Feder der Renaissancedichter basieren die Ausführungen überwiegend auf der Forschungsliteratur. Zugleich setzt Atkinson bei seiner Leserschaft Grundkenntnisse über die Florentiner Geschichte des 13. bis 15. Jahrhunderts voraus, ohne die sich die Ereignisse, auf die er sich bezieht, nicht sinnvoll einordnen lassen. Das schön gestaltete und reich bebilderte Buch richtet sich somit klar an eine Klientel, die in der langen Tradition anglophoner Florenz-Kenner steht und die Atkinson mit seiner akustischen Geschichte provozieren will. Kommunikationsgeschichtlich vermag es jedoch nicht zu überzeugen, weder methodisch noch empirisch. Zu häufig gleitet Atkinsons Prosa in Formulierungen ab wie etwa, dass in der Ciompi-Revolution »the stones that shaped the piazza succeeded in creating [...] an incomplete, ad hoc, and noisy egalitarian politics« (S. 197). So kann man die Rolle von Architektur in der auralen Kommunikation in der vormodernen Stadt nicht erklären.

PHILIP HAHN, TÜBINGEN

Laura Estill / Diane K. Jakacki / Michael Ulliot (Hg.)

Early Modern Studies After the Digital Turn

(New Technologies in Medieval and Renaissance Studies, Bd. 6), (Medieval & Renaissance Texts & Studies, Bd. 502), Toronto: Iter Press / Tempe: ACMRS, 2016, 378 S.

Der Titel und die Einleitung des Sammelbandes versprechen einen Überblick der digitalen Forschungen mit Fokus auf die Frühe Neuzeit. Das Resultat ist in Qualität und Breite bemerkenswert, aber die einzelnen Aufsätze und auch die kurze Einleitung vermögen Interessierten keinen strukturierten Einblick in die digital humanities mit Fokus auf die Frühe Neuzeit zu vermitteln. Das geforderte Vorwissen zum Verständnis der einzelnen Beiträge ist hoch und wird nur bedingt eingeordnet.

Trotz der initialen Kritik sind die einzelnen Aufsätze gelungen, in sich stimmig und aufschlussreich, um die Machbarkeit von ähnlichen Projekten und Ansätzen abzuschätzen. Herausragend ist dabei der Aufsatz von Maciej Eder, der durch Analyse eines großen Korpus lateinischer Texte von der Antike bis zur frühen Neuzeit die Forschung im Bereich

der Stylometrie weiterbringt: Die quantitative Auswertung von Text zur Identifikation von Ähnlichkeiten (auf Basis der häufigsten Wörter) kombiniert er mit Netzwerkvisualisierungen. Mit dem Vorwissen um sprachlich gewandte Schreiber (etwa Cicero) zusammengedacht, verorten sich außergewöhnliche Stylisten ebenso an den Rändern, wie exzentrische Schriftsteller.

Die diversen Beiträge, die auf das zentrale EEBO Korpus (Early English Books online) verweisen (Witmore und Hope; Mueller, Burns und Berry; Basu), verraten den Fokus auf den angelsächsischen Raum der Beiträgen. Die Bevorzugung der englischen Sprache auch in ihren älteren Ausformungen führt zu einer Rückverlängerung des bereits vorherrschenden Bias zugunsten des dominanten Englischen im WWW. Die Aufbereitungsmöglichkeiten mit digitalen Methoden sind zahlreicher und insgesamt qualitativ hochwertiger. Dies wird nun immer mehr auch in der Forschung zur Frühen Neuzeit spürbar: Etwa bei der Anwendung von Language Action Types (bei Witmore und Hope) zur Identifikation von Gefühlsausdrücken, Handlungen und Perspektiven, die in aufschlussreiche Visualisierungen münden, die aufzeigen, dass sich das englische Schauspiel der Frühen Neuzeit nicht sprunghaft wandelte, sondern langsam entwickelte mit Lichtfiguren wie Shakespeare als Teil der großen Masse und nicht etwa als Ausreißer. Die Kombination von gender und sentiment analysis (bei Burkert) wird ebenso nur aufgrund des technologischen Fortschritts denkbar.

Obwohl die angesprochenen Themen, wie Linked Open Data, Umsetzungen der Text Encoding Initiative für Übersetzungen oder die Visualisierung von Zuschauerräumen in 3D, das weite Spektrum der digitalen Möglichkeiten ausgesprochen umfassend abdecken und durchaus lesenswert sind, so bleibt doch der Eindruck getrübt. Die gut verständlichen und aktuellen Beiträge stehen im Gegensatz zur Darbietung als Gesamtwerk. Jeder Aufsatz mündet in eine eigene, hochspezialisierte Bibliographie und in einem Fall in ein Glossar. Der Sammelband als Medium – etwa mit dem eigenartigen Abdruck von Code-Schnipseln – hat seine Form in den digital humanities noch nicht gefunden.

TOBIAS HODEL, BERN

Christiane Wiesenfeldt / Stefan Menzel (Hg.)
Musik und Reformation. Politisierung, Medialisierung, Missionierung
 (Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik, Bd. 23), Paderborn: Schöningh, 2020, 390 S.

Zu Recht betonen Herausgeberin und Herausgeber des Bandes, dass das Reformationsjubiläum von 2017 dazu beigetragen habe, dass Musik, Literatur, Alltags- und Frömmigkeitskultur nun ganz selbstverständlich als für die Geschichte der Reformation bedeutende Gegenstände angesehen würden. Auch wenn im Mittelpunkt des Bandes die Musik steht, sind doch auch Reformationspolitik, konfessionelle Propaganda, Mission und Kolonisierung mit ihrer Widerspiegelung in den verschiedenen Künsten und Kulturformen Gegenstand des Interesses, um in diesem Zusammenhang danach zu fragen, wie diese selbst den Prozess der Reformation geprägt haben. Medien- und kommunikationshistorisch besonders interessant sind etwa Beiträge zu Messen und Motetten als Propagandamedien, zu musikalischen Katechismen und zur Bedeutung des Liedes. Ein wichtiges Ergebnis dürfte in der Feststellung liegen, dass die Bedeutung der durch die Reformation ausgelösten Konfessionalisierung in jenen Wissenschaften, die sich mit Musik, Theater, Malerei, Bildhauerei und Literatur befassen, immer noch nicht substantiell reflektiert werde (S. 175). Als nachholbedürftig habe auch die Musikwissenschaft zu gelten. Die in jüngerer Zeit zu beobachtende interdisziplinäre und kulturelle Neuorientierung der Reformationsforschung sei der entscheidende Impuls für die Entstehung des vorliegenden Bandes gewesen, der in wesentlichen Teilen das Ergebnis von drei Symposien zwischen 2014 und 2016 vorlegt. Neben der Musik und den anderen Künsten wird der Missionierung und damit der Wirkung der Reformation über Westeuropa hinaus großer Raum gegeben. Auch bei diesem Band vermisst der Leser ein Register.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Thomas Kaufmann

Die Mitte der Reformation. Eine Studie zu Buchdruck und Publizistik im deutschen Sprachgebiet, zu ihren Akteuren und deren Strategien, Inszenierungs- und Ausdrucksformen

(Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 187), Tübingen: Mohr Siebeck, 2019, 846 S.

Der sich durch die überbordende Buchproduktion im Kontext des Reformationsjubiläums 2017 aufdrängenden These, es sei nun alles gesagt, setzt Leibniz-Preisträger Thomas Kaufmann (Göttingen) das Werk »Die Mitte der Reformation« entgegen. Es bildet den Abschluss einer reformationsgeschichtlichen Trilogie (nach »Ende« und »Anfang der Reformation«). K. untersucht die sog. Buchakteure (Autoren, Drucker, Setzer, Korrektoren, Formschneider, Buchführer) in den 1520er Jahren, d. h. die Interaktionen der werdenden Reformatoren (»Büchermenschen«) und der an Herstellung und Distribution beteiligten Akteure unter Annahme eines Milieukonnexes. K. entwickelt ein feines Sensorium für die Kommunikations- und Agitationsstrukturen dieser Buchakteure, die sich unter enormem Anstieg der Buchproduktion und als Folge zahlreicher Einzelentscheidungen zu Marktstrukturen verdichteten. Die Untersuchung der Drucküberlieferung in der Breite erfolgt mit Fokus auf die Buchakteure, die literarischen Texte sowie die inszenierten oder realen soziokulturellen Kontexte. Dabei setzt sich K. von der bisherigen (Flugschriften-)Forschung ab und nimmt an, dass die Buchakteure (auch Frauen konnten für die Geschehnisse einer Offizin eine entscheidende, doch oft unsichtbare Rolle spielen) die sachlich verstandene Mitte der Reformation bildeten. Ziel ist nicht Relativierung der Bedeutung theologischer Inhalte, sondern deren historische Kontextualisierung. So spürt K. dem Leser- und Käuferverhalten im Rahmen frühkapitalistischer Wirtschaftsstrukturen nach. In Analogie zu uns digital natives beschreibt K. die werdenden Reformatoren im Kontext der entstehenden Buchkultur als »printing natives«. Die Entwicklung typographischer Infrastrukturen im Dienst der »neuen Lehre« in den kapitalreichen oberdeutschen Handelsmetropolen, später auch in Mittel- und Norddeutschland erfolgte durch Interaktion der Buchakteure. K. wählt u. a. das Beispiel der Druckerfamilie Lotter in Leipzig mit der Filiale Wittenberg: Die Offizin verantwortete den Druck des »Septembertestaments«. Die »Büchermenschen« kannten und nutzten internationale Vertriebsmechanismen, die Druckerdynastien profitierten umgekehrt von der Reformation und schufen spezifische Produktionsprofile. In der Herstellung bedienten

sie sich literarischen und publizistischen Strategien, Gattungen und Ausdrucksformen. K. wählt Disputationen, Editionen sowie literarische Formen evangelischer Frömmigkeit für weitere »mikrologische Analysen«. Die Verbreitung von Luthers 95 Thesen als Verschiebung des Diskurses vom »Hörsaal auf die Druckerpresse« und die literarische Produktion im Umfeld der Leipziger Disputation dokumentierten einen kreativen strategischen Gebrauch überkommener Gattungen. Auch Eck agiere mit Hilfe der Druckpublizistik in performativer Absicht. K. konstatiert eine »Tendenz zur Literarisierung bzw. publizistischen Mediatisierung«. Unklar bleibt die Begründung der Nicht-Berücksichtigung des reformatorischen Bibelkommentars; zumal K. an den Beispielen der Drucker Petreius und Köpfel entsprechende Produktionsprofile nachweist. K. bietet ein materialreiches, minutiös dokumentiertes und äußerst lesenswertes Buch, das mit einem beachtlichen Anmerkungsapparat unzähliger Beispiele, Vertiefungen und kritischer wie sachlich wohlgegründeter Forschungsdiskussion aufwartet. Die routinierten vorgeführten Studien dürften sich als hochanschlussfähig erweisen und weitere Forschungen anregen.

DANIEL BOHNERT, DUISBURG

Alexandra Schäfer-Griebel

Die Medialität der Französischen Religionskriege. Frankreich und das Heilige Römische Reich 1589

(Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 30), Stuttgart: Steiner, 2018, 556 S.

Die anregende Studie stützt sich vor allem auf die zeitgenössisch dominierenden Druckmedien, die deutschen und französischen Flugblätter und Flugschriften. Sie konzentriert sich auf die Ereignisse von der Ermordung des Herzogs von Guise im Dezember 1588 bis zur Ermordung Heinrichs III. im August 1589. Unter Medialität wird das dichte Gewebe der medialen Konstellation verstanden, gebildet aus einer Vielzahl von Faktoren, welche die medial vermittelte Kommunikation bedingten und ausmachten. Ziel sind – vergleichend für Frankreich und im Heiligen Römischen Reich – verallgemeinerte Aussagen zu verschiedenen Aspekten der historischen Medialität, zu Rahmenbedingungen von Produktion und Distribution, zu Praktiken und Abläufen von Informationsge-

winnung und -verarbeitung, zu Akteuren im Druckgewerbe, zu Themen und stilistischen, rhetorischen, argumentativen und formalen Darstellungsweisen bis hin zu Aneignungs- und Rezeptionsprozessen. Grundlage für diese ambitionierten Fragestellungen sind die in der Bibliografie verzeichneten etwa 350 Flugblätter und Flugschriften, von denen viele mit Nachdrucken und Neuauflagen verzeichnet sind, die Autorin spricht selbst von 925 einschlägigen Titeln. Wie weit der damit verbundene Anspruch, das Verhältnis einzelner Medien zueinander zu analysieren, die Akteure im Druckgewerbe zu identifizieren, die Praxis der Druckproduktion sichtbar zu machen sowie die Darstellungsweise der Schriften, ihre Themen und ihre Verbreitung zu untersuchen, vollständig realisiert werden konnte, ist schwer zu sagen, in jedem Fall bietet die Autorin viele wertvolle Einsichten und Erkenntnisse. Wenig überraschend dürfte die Feststellung sein, dass in Frankreich eine ligistische Berichterstattung mit starker Kritik am König dominierte, während im Reich stärker protestantische Positionen und eine positive Sicht auf den König zur Geltung kamen. Neben solchen unterschiedlichen Positionen sind die Diskurse über Herrschaft, Herrschaftsbeschränkung und Widerstandsrecht bemerkenswert. Einsichtig, dass die Drucker ein allzu starkes politisches Engagement vermieden, sondern pragmatisch auf ihre ökonomischen Interessen achteten. Interessant unter den Hauptergebnissen, dass die politische Einflussnahme auf den Druckmarkt in Frankreich stärker ausgeprägt war als im Reich und dass die Autoren bei unterschiedlichen Positionen um Glaubwürdigkeit der verbreiteten Nachrichten bemüht waren. Wichtig erscheint auch die Feststellung, dass sich aufgrund unterschiedlicher Ausprägung des Medienverbunds die Informationsbeschaffung im Reich und in Frankreich grundlegend unterschieden, da in Frankreich noch die handgeschriebenen Wochenzeitungen fehlten, die im Reich bereits zentrales Informationsmittel waren. Wenig überraschend auch, dass der Nachrichtenzugang in Umfang, Intensität und Breite von der sozialen Stellung, finanziellen Möglichkeiten, Lesefähigkeit und weiteren Faktoren abhing. Besonders auffällig manipulierte Liga-Meldungen seien auf Rezipienten ausgerichtet gewesen, welche diese

nicht durch andere Quellen überprüfen konnten. Dass durchaus mit bereits breiter Rezeption der Flugpublizistik gerechnet werden durfte, darauf weisen lautes Vorlesen und Plakatieren an stark frequentierten Orten, selbst die kostenlose Verteilung an die einfache Bevölkerung kam vor (S. 421). Alles in allem liegt eine für die Mediengeschichte der Frühen Neuzeit und die weitere Forschung wichtige Studie vor. HOLGER BÖNING, BREMEN

Julia Bangert

Buchhandelssystem und Wissensraum in der Frühen Neuzeit

(Schriftmedien – Kommunikations- und buchwissenschaftliche Perspektiven, Bd. 7), Berlin: De Gruyter Saur, 2019, 519 S.

Welche neuen Ergebnisse werden durch die Einführung theoretischer Konzepte tatsächlich generiert? Diese Frage muss sich auch die Arbeit von Julia Bangert stellen lassen, ist nämlich das spezifische Anliegen der Autorin, »die Klärung des Begriffs und funktionalen Modells ›Wissensraum‹ und seine sinnvolle Anwendung auf die Frühzeit des Buchhandels« (S. 1). Dabei geht es Bangert im Besonderen um den vertreibenden Buchhandel zwischen 1450 und dem Beginn des 18. Jahrhunderts mit Fokus auf den deutschsprachigen Bereich (S. 2).

Nach einer kurzen Einleitung folgen vier Großkapitel, die den frühneuzeitlichen Buchhandel theoretisch, (forschungs-)historisch, akteurszentriert/praktisch und topologisch – in Relation zur *res publica litteraria* als einen weiteren Wissensraum der Frühen Neuzeit – in den Blick nehmen. Abgerundet wird die Arbeit durch ein sechstes Kapitel, das die Ergebnisse der Arbeit zusammenfasst.

Im ersten Kapitel entwickelt die Autorin entlang der einschlägigen Wissens- und Raumtheorien eine eigene Definition. Ein »Wissensraum« zeichnet sich durch »die soziale Interaktion, gruppenspezifische Praktiken, die Ortsunabhängigkeit und die Zugangsbeschränkung« (S. 55) aus und ist weniger hermetisch, denn mehr ein »dynamisches Gebilde« (S. 55). Es soll zeigen, »dass der Wissensraum Buchhandel nicht losgelöst von den zeitgeschichtlichen Umständen, wie den herrschenden politischen und religiösen Verhältnissen, sowie der Geographie und den örtlichen Gegebenheiten betrachtet werden kann« (S. 279). Dabei liefert der theoretische

Überbau keine wesentlich neuen Erkenntnisse, sondern ermöglicht eine vereinfachte Darstellung sowie einen systematisierenden Zugriff auf den pluralen, frühneuzeitlichen Buchhandel.

Kapitel 2 und 3 können folglich auch als Einführung in den raumtheoretischen bzw. buchhandelsgeschichtlichen Forschungskontext gelesen werden, erst mit dem 4. Kapitel erfährt das von Bangert eingeführte Modell Tiefenschärfe. Die Autorin zeigt hier die Rolle der historischen Akteure wie Buchhändler als »allgemeiner Oberbegriff« (S. 281) für die Mischformen und Überschneidungen der diversen Berufsgruppen sowie die Buch-agenten. Die Aufgaben dieser zeichnet die Autorin anhand von Quellen aus Wolfenbüttel nach und sie kann zeigen, dass es diese »Nebenaktante« waren, die mit ihrem umfangreichen Kontaktnetzwerk Herzog August dem Jüngeren dazu verhalfen, eine der größten Fürstenbibliotheken des 17. Jahrhunderts aufzubauen (S. 410). Während der Herzog Novitäten über die Buchhändler direkt erwarb, beschafften ihm die Agenten vor allem seltene, wertvolle Bücher. Sie waren darüber hinaus auch eigeninitiativ, kauften Werke ohne Auftrag Herzog Augusts und schlugen ihm diese dann zum Kauf vor. Nach Empfinden der Rezensentin liegt hier der eigentliche Mehrwert von Bangerts Studie. Raumproduzenten der »*res publica litteraria*« waren demgegenüber nicht nur die Gelehrten, sondern auch die Bücher, wie Bangert im 5. Kapitel ausführt. Mit der Gelehrtenrepublik stellt die Autorin einen weiteren frühneuzeitlichen Wissensraum vor und kommt zum Schluss, dass dieser maßgeblich durch die Mobilisierung und Enträumlichung des Wissens durch den Wissensraum »Buchhandel« befördert wurde (S. 476). Hier zeigt sich schon, wie wichtig der Blick auf die Grenzen der einzelnen Räume ist, die Offenlegung der interdependenten Strukturen und Relationen. Buchhandel und Gelehrtenrepublik existierten nämlich nicht abgeschottet nebeneinander, sondern bedingten sich gegenseitig, wie Bangert beispielsweise an den vielfältigen Kontakten der Buchagenten zu Gelehrten und Autoren zeigen kann.

Bangerts Arbeit ist eine gut lesbare und lezenswerte Studie. Ob sich allerdings die Perspektivierung des Buchhandels als Wissensraum durchsetzen wird, vermag die Re-

zensentin nicht zu beantworten. Weitere Detailstudien zu historischen Akteuren und ihren Aktivitäten in bestimmten Räumen werden durch die Monographie allemal angeregt.

KRISTINA HARTFIEL, DÜSSELDORF

Marco Heiles

Das Losbuch. Manuskriptologie einer Textsorte des 14. bis 16. Jahrhunderts

(Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 83), Köln: Böhlau, 2018, 574 S.

This extensive 574-page monograph deals with the late medieval German genre of so-called Losbücher – books that provide patterns of short texts with allegorical hints on potential future events, to be read selectively after the casting of lots (usually three dice). Heiles' study is remarkable in several respects. As he rightly observes in his introductory remarks and literature survey (p. 13–17, 30f.), the study of this text group is, particularly in German studies, still in its beginnings. Heiles' erudite work thus fills an important research gap on a much-overlooked topic. In the first half of the book, he outlines a sophisticated methodological approach for describing (p. 21–150) and interpreting (p. 151–273) the manifold forms, variations, driving forces and discursive framings of late medieval Losbücher. Heiles also provides a critical edition of various text examples (p. 324–384; among them the extensive Losbuch »Der morgen steren«), including transcriptions of several mantic and geomantic texts for comparative purposes. The book further includes an exhaustive catalogue (p. 385–490) that lists all 48 German manuscript and 24 print versions which have survived from the mid-14th to the mid-16th centuries, and two additional catalogues that map the surviving texts on mantic alphabets as well as Latin versions of the Losbuch genre. On top of all this, we get 50 high-resolution colour images of illustrative (and often illuminated) pages from select manuscripts.

Given the neglect of the genre in German studies, as well as the cultural relevance and wide-spread use of such texts in medieval and early modern times, Heiles' book should be considered the new standard work on the topic. Through its meticulous transcriptions and catalogues, it also functions a highly practical entrance gate into the primary

sources. Similarly important is Heiles' interpretation of the Losbuch from the perspective of cultural history. Whereas previous analyses mostly followed medieval classifications of the genre, which tended to devalue such texts against the backdrop of contemporaneous polemics against magic and superstition, Heiles engages in an in-depth study of nine primary texts and thereby offers a much more nuanced picture. He demonstrates that the external perception (Außenwahrnehmung) and the internal self-description (Selbstbeschreibung) of the texts differed largely (p. 274f.). The external perception mainly relied on the assumption that such texts could be read either for divinatory purposes – which was mostly forbidden – or for mere entertainment. The texts themselves, however, self-portray as neither magic nor superstition (at most, they concede their relatedness to astrology or geomancy), but as pious Christian lore. Eventually they even assume the role of devotional or edifying literature by giving orientation with regard to the all-too-human topics of fortune and destiny. Heiles also shows that the Losbücher constitute anything but a coherent genre, but come in a vast number of different forms and sub-types, including dysfunctional versions with misleading manuals or reference systems (p. 82f.) – a finding that forbids across-the-board classifications and evaluations of the genre, but calls for much more nuanced, manuscript-oriented scholarship. Even though his catalogues do not seem to be entirely complete (they lack, for instance, the Losbücher from the Leipzig collection: Ms. Leipzig Cod. Mag. 73, 87, 89), this impressive monograph will pave the way for further in-depth explorations into this fascinating text group.

BERND-CHRISTIAN OTTO, ERLANGEN

Ewa Pietrzak / Michael Schilling (Hg.)

Die Sammlung des Kunstmuseums Moritzburg in Halle a. S.

(Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts, Bd. 9), Berlin: De Gruyter, 2018, 461 S.

Es gibt nicht viele wissenschaftliche Publikationsprojekte, die über einen Zeitraum von knapp 40 Jahren in stetig hoher Qualität frühneuzeitliche Texte und Bilder einem breiten

Publikum zugänglich machen. Für genau dies wurden 1980 von den Germanisten Wolfgang Harms und Michael Schilling mit der Reihe »Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts« die Grundlagen gelegt. 38 Jahre später erscheint nun der IX. Band, der sich wie auch seine Vorgänger der Flugblattsammlung einer bewahrenden Institution, in diesem Falle des Kunstmuseums Moritzburg in Halle a. S., widmet. Neu ist, dass nun erstmals in der Reihe die Bestände eines Museums in den Fokus genommen werden. Wie lohnenswert die Suche nach illustrierten Flugblättern auch in musealen Einrichtungen ist, zeigt dieser Band, der mit einer großen Anzahl an Unikaten (33 Blatt) und Rarissima aufwartet.

Als Herausgeber dieses Bandes fungierte neben Michael Schilling die Germanistin Ewa Pietrzak, eine ausgewiesene Kennerin der barocken Literatur. Zusammen mit fünf weiteren Autoren wurden 230 Katalogbeiträge in altbewährter Form verfasst. Dabei gilt, dass die Kommentierung in der Regel einer großformatigen Reproduktion des Blattes gegenübergestellt wird. Die Bildqualität ist ausgezeichnet; Details der Darstellungen sind gut zu erkennen und selbst Texte in kleinerer Schriftgröße lassen sich mit einer Ausnahme (S. 90) ohne große Probleme lesen. Die Kommentierung folgt dem im ersten Band erfolgreich entwickelten schematischen Aufbau, d.h. jedes einzelne Flugblatt wird mit den technischen Daten im Kopf, Bild- und Textbeschreibung sowie abschließender kulturhistorischer Kontextualisierung vorgestellt. Zusätzliche Angaben zu den Standorten gleicher Auflagen, die Nennung von anderen Fassungen und ein Anmerkungsapparat runden die Beiträge ab. Das Buch schließt mit verschiedenen Verzeichnissen zu Literatur und Dubletten sowie mit sehr hilfreichen Registern zu Initien, Personen und Sachbegriffen.

Die Bestände der Moritzburg in Halle gehen nicht wie etwa jene in Wolfenbüttel und Gotha auf eine historisch gewachsene Sammlung zurück. Der größte Zuwachs verdankt sich Erwerbungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Diesem Umstand ist auch die inhaltliche Besonderheit der Sammlung geschuldet: Blätter rein religiöser Ausrichtung sind kaum vertreten, hingegen fällt der extrem hohe Anteil an Drucken der Bereiche »Ethica« und

»Historica« und hier besonders jene aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf. Großen Anteil an der Entstehung der qualitativ und auch quantitativ hochwertigen Sammlung (420 Blatt werden erwähnt) hatte Hermann Wäscher, seinerzeit Leiter des Graphischen Kabinetts, dem ein erster Einblick in die vermeintlichen Bestände der Moritzburg aus dem Jahre 1955 zu verdanken ist. Dass eine Revision jener Edition längst überfällig war, erkannten nachfolgende Kuratoren sowie die Herausgeber des IX. Bandes der »Deutschen illustrierten Flugblätter«. Nicht alle in Wäscher abgebildeten Flugblätter gehören auch wirklich zur Moritzburg. Mit diesem Band nun werden der Öffentlichkeit die realen Bestände des Kunstmuseums und darüber hinaus ein vorbildliches, nur zu empfehlendes Forschungsinstrument zur frühneuzeitlichen Flugpublizistik vorgelegt.

ULRIKE EYDINGER, GÖTTA

David McKitterick

The Invention of Rare Books. Private Interest and Public Memory, 1600–1840

Cambridge: Cambridge University Press, 2018, 450 S.

Das neue Buch von David McKitterick geht der Erfindung von seltenen Büchern als kulturelle Rarität nach und erkundet diese ausgemachte Erfindungsphase im frühneuzeitlichen Europa zwischen dem frühen 17. und mittigen 19. Jahrhundert. In den zwanzig Kapiteln, in denen McKitterick das Aufkommen, Etablieren und die Probleme von Ideen und Konzepten von seltenen – und somit »rare« – Publikationen im Mitteleuropa der Frühen Neuzeit beleuchtet, geht es übergeordnet um folgende, immer aktuelle, Grundfrage der Schriftkultur: Was wird gesammelt, aufbewahrt, kanonisiert, besonders gewertschätzt, und was darf aussortiert bzw. vergessen werden? Folgt man den anregenden Ideen zur medialen Organisation von Überlieferungsströmen und einer Erinnerungskultur, die das »Seltene« stets neu und verändert konstruiert, so liest sich die enorme Publikationsfülle der europäischen Epoche »Frühe Neuzeit« auch als eine Geschichte der Ordnungs- und Zuordnungssuche. Wie die Forschung schon beleuchten konnte, findet sich das Ordnen der Schriftkultur z.B. in Enzyklopädie-Projekten. McKitterick aber beleuchtet die Zuordnungsprobleme: Welche

neuzeitlichen Papier-Bücher dürfen als »Rarität« priorisiert gekennzeichnet, aufbewahrt und für viel Geld gehandelt werden? An vielen Stellen des lesenswerten Buches wird eine interessante medientheoretische These sichtbar: die papierbasierte Publikationszunahme der Epoche »im Druck« führte zwangsläufig zu Differenzierungsbedarf in der Buchwelt – und den fand man im 17. und 18. Jahrhundert in Begriffen wie »selten«, »curious« und »einzigartig«. Zugespitzt würde dies bedeuten, dass McKitterick eigentlich eine frühneuzeitliche Buchkultur im Auswahl- und Sortierungsmodus entwirft.

Die Erkundungen des Autors beginnen mit den ersten schriftlich fixierten Bezeichnungen von bedruckten Papier-Büchern (»raros libros«) um 1600, erwähnen die Brüche und Verwendungen dieser Bezeichnungen in Bibliothekskontexten, für Buchsammler und für Buchhändler. Wichtig hierbei: Der Leser als solcher kommt fast nicht vor in McKittericks Studie, da ein rares Buch oder ein »catalogus rariorum« immer auch eine Marketing-Zauberformel zur Ankurbelung des Verkaufs darstellte oder ein Ausweis für einen Sammlergeschmack (nicht Lesergeschmack) darstellte. Richtig Fahrt nimmt McKitterick auf, wenn er ins frühe 19. Jahrhundert blickt. Dort beginne ein entscheidender, bis heute gültiger Moment in der kulturellen Wertzuweisung »rares Buch«, da nun ein öffentliches Sammeln von Publikationen beginne, welches anderer Legitimation als ein privates Neigungssammeln der Frühen Neuzeit bedurfte. Unser heutiges institutionelles Auswählen ist folglich ein Erbe der frühneuzeitlichen Wertzuschreibungen zum gesammelten Buch generell. Auch heute noch werden Raritäten vor dem Leser »geschützt« – in Sonderlesesälen mit Zugriffsbeschränkungen – und große Bibliotheken bemisst man am besitzenden »Rara«-Altbestand. Dass der im 19. Jahrhundert aufblühende Antiquariatsbuchhandel diesen Sortierungstrend – in selten/teuer und uninteressant/preiswert – verfestigte, überrascht den Leser dieses anregenden Buches nicht. Am Ende reiht auch McKitterick »old books« in die Reihe anderer »schöner« und »alter« Artefakte ein, denen unsere Kultur einen besonderen Kunstwert temporär zuspricht, wie z.B. Porzellan, Münzen, Gemälde.

DANIEL BELLINGRADT, ERLANGEN

Holger Böning

Dreißigjähriger Krieg und Öffentlichkeit. Zeitungsberichte als Rohfassung der Geschichtsschreibung

(Presse und Geschichte, Bd. 130), Bremen: edition lumière, 2019, 489 S.

Die Kulturgeschichte des Politischen hat sich seit längerem dem Zusammenhang von Arkanpolitik und Öffentlichkeit zugewandt. Der Bremer Kommunikationshistoriker Holger Böning hat zum 300. Jahrestag des Kriegeausbruches im Jahr 1618 nun eine Studie zum Dreißigjährigen Krieg und Öffentlichkeit vorgelegt. Für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges sind bislang vor allen Dingen die Flugschriften intensiv untersucht worden. Holger Böning widmet sich nun in einer systematischen Untersuchung den sogenannten »Zeitungen« – einem Medium, das erst kurz vor Beginn des Krieges entstand. Zeitungen seien, so Böning, eine lange vernachlässigte Quellengattung zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Sie böten für die damaligen Zeitgenossen genauso wie für die heutigen Historiker eine größere Zuverlässigkeit, Anschaulichkeit, größeren Detailreichtum hinsichtlich des in ihnen enthaltenen Faktenwissens und mehr Problemorientierung als jede andere Quellengattung. (S. 9, 12) Hauptziel der Arbeit ist es deshalb die Berichterstattung über den Dreißigjährigen Krieg in den Zeitungen überhaupt bekannt zu machen. (S. 24)

Hierfür geht er in neun Schritten vor. In einer knappen Einleitung legt er seine Vorgehensweise dar und setzt sich kritisch mit den Thesen Andreas Bährs und Georg Schmidts auseinander, die dem Kometen von 1618 eine zentrale Rolle bei der Wahrnehmung und Entstehung des Krieges zugesprochen haben. Böning stellt fest, der Komet sei nur deshalb mit dem Krieg assoziiert worden, weil dieser bei seinem Erscheinen bereits begonnen hätte. (S. 22)

Das zweite Kapitel wirft die Frage auf, ob Mitte des 17. Jahrhunderts überhaupt von einer Öffentlichkeit im modernen Sinn gesprochen werden könne. Dies bejaht der Verfasser nachdrücklich: Zwar habe es noch keinen Begriff der »Öffentlichkeit« gegeben, wohl aber die Existenz dessen, was später als Öffentlichkeit bezeichnet werden sollte. (S. 23)

Eine der Hauptthesen Bönings ist, dass im Grunde schon die Berichterstattung des Jahres 1609 alle zentralen Konfliktfelder des Krieges vorweggenommen habe. Dieser These geht das dritte Hauptkapitel nach, während der eigentliche Kriegausbruch im Zentrum des vierten Hauptkapitels steht. Einen alltagsgeschichtlichen Ansatz schließlich verfolgt Kapitel fünf, indem es detailliert auf die Schilderung des Lebens von Soldaten und Zivilbevölkerung in den Zeitungen eingeht. Im Anschluss wird stichprobenartig die Kriegsberichterstattung vom Mai 1626 bis zum April 1633 untersucht. Die beiden letzten Hauptkapitel greifen schließlich das Thema der Wunderzeichen und der Öffentlichkeit, welches am Anfang der Studie stand, wieder auf, bevor ein Fazit zentrale Thesen resümiert.

Anders als viele kommunikationshistorische Studien arbeitet Böning nicht nur die äußere Form der Informationsvermittlung durch das untersuchte Medium, sondern auch detailliert den Inhalt der Zeitungen heraus. Sein Buch bietet damit eine besonders quellennahe Darstellung der deutschsprachigen Zeitungsberichterstattung zum Dreißigjährigen Krieg. Das Eingangs skizzierte Ziel seiner Untersuchung kann damit als vollauf erreicht gelten. Umso ärgerlicher ist, dass der positive Gesamteindruck durch zahlreiche Layoutfehler konterkariert wird. Zu nennen ist hier bspw. der sich in Inhaltsverzeichnis und Kopfzeile wiederholende Fehler in Kapitel VI., welcher aus dem Jahr 1626 das Jahr 1726 werden lässt oder die fehlende Nummerierung von Kapitel VII. (S. 369) Solcher formaler Mängel ungeachtet, wird die Medien-geschichte des Dreißigjährigen Krieges die Zeitungen als zentrale Quellengattungen zukünftig nicht mehr ignorieren können. Hier liegt zweifellos ein wichtiges Verdienst von Holger Bönings Studie für die Frühneuzeitforschung.

CHRISTIAN MÜHLING, WÜRZBURG

Hans-Adam von Hammerstein-Gesmolde

Friedrich Christoph von Hammerstein. Königlich-schwedischer Generalmajor zu Pferd

Münster: Aschendorff, 2019, 100 S.

Wo von den Akteuren des Dreißigjährigen Krieges auf der unteren und mittleren militärischen Ebene so wenig bekannt ist, ist das

Unternehmen des Autors, den Lebenslauf seines Vorfahren, eines schwedischen Generalmajors zu Pferd, nachzuzeichnen, höchst willkommen. Ein Glücksfall auch, dass ihm dazu immerhin 40 unveröffentlichte Briefe zur Verfügung standen, die es ermöglichen, über die Skizzierung einer bemerkenswerten militärischen Laufbahn auch Denken und Charakter der historischen Figur besser zu erfassen. Als Obrist war von Hammerstein für bis zu 4.000 Soldaten und 1.500 Personen im Tross verantwortlich, fast zwangsläufig kam es dadurch zu rücksichtslosen Plündereien und auch persönlicher Bereicherung. Der Autor betont, dass von Hammerstein kein ausgesprochener Kriegsunternehmer gewesen sei, sondern Schweden bis zum Kriegsende die Treue gehalten habe; seine Dienstherrn, darunter Graf Mansfeld, Sperreuter und Graf Königsmarck hätten hier viel zielstrebig und erfolgreicher agiert. Seinen Briefquellen kann der Autor entnehmen, dass von Hammerstein durch die Zeitung sowie umfangreiche Beziehungen und Korrespondenz sehr gut über das Zeitgeschehen informiert war.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Johann Rist / Michael Jacobi

Neue Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dank-Schule (1659)

Kritische Ausgabe und Kommentar. Kritische Edition des Notentextes. Kritisch hg. und kommentiert von Johann Anselm Steiger. Kritische Edition des Notentextes von Oliver Huck und Esteban Hernández Castelló. Berlin: De Gruyter, 2019, 629[+1] S.

Das hier in gewohnter Qualität kritisch edierte und kommentierte Werk des neben Paul Gerhardt bedeutendsten protestantischen Dichters geistlicher Lieder erschien ein Jahr, nachdem Rist im Zweiten Nordischen Krieg 1658 alles Hab und Gut verloren hatte und mit seiner Familie nach Hamburg flüchten musste. Mehr als hundert seiner Lieder wurden von dem mit ihm befreundeten Lüneburger Kantor Michael Jacobi vertont. Die Lieder zum Trost und zur Lehre sollten nicht nur zur Ehre Gottes, sondern auch »seiner angefochtenen Kirchen zur kräftigen Erbauung« dienen. In der Widmung musste Rist ein gutes Jahrzehnt nach dem Westfälischen Frieden noch immer von »diesen hochbetrübten/jämmerlichen Zeiten« sprechen, von »vielen

Elenden/ verjageten und geplagten«, die Schutz in den Städten hätten suchen müssen. In einer Lesersprache durch den Lüneburger Superintendenten Peter Rhebinder wird betont, Rist habe seine Lieder »unter mancherlei Versuchungen und Trübsalen gemacht/ daß sie also für Eines/ durchs Kreutz wohlgeübten Theologi Lieder/ billich sind zu achten«. Wichtig ist, dass die Lieder vorzüglich zur Hausandacht bestimmt waren. Die Edition ist ein schönes Beispiel dafür, welchen Mehrwert eine analoge mit Sorgfalt und Sachkenntnis besorgte Edition vor jeder bloßen digitalen Präsentation haben kann.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Doris Gruber

Frühneuzeitlicher Wissenswandel. Kometenerscheinungen in der Druckpublizistik des Heiligen Römischen Reiches

(Presse und Geschichte, Bd. 127), Bremen: edition lumière, 2020, 860 S.

Doris Gruber wendet sich in ihrem Werk den Kometenerscheinungen von 1577/1578, 1680/1681 und 1743/1744 zu. Diese waren »nicht nur [...] drei der größten und am längsten sichtbaren Kometenerscheinungen der Frühen Neuzeit, sondern sie führten im jeweiligen Jahrhundert auch zum größten medialen Output« (S. 29). Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass sich die Wissensbestände zu Kometen zwar ständig änderten, in der Frühen Neuzeit sich aber dieser »Wandlungsprozess weiter beschleunigte« (S. 20). Ziel sei es, diesen Prozess »genauer nachzuzeichnen« (S. 21), wobei die Fragen beantwortet werden, »wie und warum« sich frühneuzeitliches Kometenwissen wandelte (S. 49).

Um den Wandlungsprozess beim Wissen über Kometen zu ergründen, wurden über 500 Druckmedien (S. 450) herangezogen: Flugpublizistik (-blätter, -schriften), Bücher, Kalenderpublizistik, Messrelationen und Zeitschriftenartikel (in Auswahl). Zu diesen Facetten der Druckpublizistik werden in beeindruckender Weise die Forschungsstände umrissen (S. 59–110).

Die Analyse der auf das Heil. Röm. Reich Deutscher Nation beschränkten historischen Texte erfolgt für alle drei Zeiträume nach dem gleichen Schema: Zuerst wird ein »Bestseller« (d. i. die Publikation mit der größten Auflage) untersucht, z. B. nach »Autor«, »Titel als

Paratext«, »Bild und Text«, »Wissensbestände[n]« (heilsgeschichtlich, historisch-exemplarisch, astrologisch und physikalisch) und »Epistemische[n] Praktiken« (Evidenzen: zitathafte, empirische, mathematische, piktoriale). Anschließend wird die Kometenpublizistik insgesamt bezüglich der Produktion, der Rezeption und des Kometenwissens (bei den einzelnen Druckmedien) in den Blick genommen.

Ein Ergebnis ist, daß beim Wandel des Kometenwissens »alle Wissensbestände in einem engen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis standen und die vielfachen Überlagerungen neue Theorien und deren Akzeptanz mitunter befruchteten oder auch vereitelten« (S. 450). Waren die Wechselwirkungen der Wissensbestände und die Änderungen bei den epistemischen Praktiken die Ursachen des Wandels des Kometenwissens (S. 451), so war »die Furcht vor den Wirkungen und Bedeutungen der Kometen« der »treibende[] Motor hinter dem frühneuzeitlichen Wissenswandel« (S. 450, vgl. S. 463)! Also nicht die Neugier?

Das Buch von Gruber besticht nicht nur durch die überzeugende Argumentation anhand der Quellen, sondern auch durch einen rund 400 Seiten starken Anhang: Diagramme zur statistischen Auswertung der Kometenpublizistik, zahlreiche farbige Abbildungen, Bibliographie mit Adressen der zitierten Institutionen, historischen Quellen und Forschungsliteratur sowie ein Register zu Institutionen, Orten und Personen. Jeder historischen – vor allem wissenschafts- und medienhistorischen – Forschungsbibliothek ist eine Anschaffung dieses Werkes dringend zu empfehlen, denn es bestätigt und widerlegt bekannte Thesen, es setzt neue Erkenntnisse und es skizziert weitere Lücken in der Erforschung der Druckpublizistik des Heil. Röm. Reichs.

KLAUS-DIETER HERBST, JENA

Anna Jerratsch

Der frühneuzeitliche Kometendiskurs im Spiegel deutschsprachiger Flugschriften

Stuttgart: Steiner, 2020, 583 S.

Anna Jerratschs Analyse des frühneuzeitlichen Kometendiskurses wendet sich der deutschsprachigen astrologisch-astronomischen Kleinliteratur zu. Die anlässlich der Kometen der 1530er Jahre bis zu dem von 1680 erschienenen ca. 630 ermittelten Drucke (S. 43) werden genutzt, um die »Rekonstruktion einer

Wissenskultur« vorzustellen, »die nicht nur Gelehrtenwelt und Volkskultur, akademische Elite und den gemeinen Mann verbindet, sondern mit anderen kulturellen Systemen menschlichen Schaffens, Denkens und Glaubens eng verzahnt ist« (S. 18). Dabei wird dem Wissen auf den Gebieten Naturkunde (Meteorologie, Himmelsphysik, Astronomie), Astrologie und Theologie (S. 21) nachgegangen und eine Antwort auf die »Kernfrage dieser Studie [...] nach dem Transfer und der Transformation von Wissen« gesucht (S. 21).

Einer Zusammenfassung der Kometentheorien seit der Antike folgen die Analysen zu den Kometenerscheinungen bei einzelnen Autoren. Dabei ist der theoretische Ansatz die »Idee der historischen Epistemologie« (S. 48). Dem Anspruch, einer »Heldengeschichtsschreibung« entgegenzuwirken wird dadurch nachgekommen, dass vor allem Schriften von Naturkundigen der zweiten Reihe betrachtet werden. Allerdings ist bei der Interpretation der Schriften Obacht geboten, denn z. B. bei dem zitierten Johannes Vulpus wird aus Kenntnis des Rezensenten mit Bezug auf den Kometen 1680 nur ein Teil seiner Schriften ausgewertet, was zu einer falschen Schlussfolgerung über dessen angeblicher Ablehnung der Astrologie führt.

Im Kapitel zum Kometen von 1680 wird der Frage nach den Ursachen des von Jerratsch postulierten abrupten Endes des Kometendiskurses nachgegangen. Ob das so war und man von einem fast schlagartigen Verschwinden der »klassische[n] Kometenflugschrift als literarisches Genre« sprechen kann (S. 489), zweifelt der Rezensent an, denn die Kometenpublizistik gab es – wenn auch in geringerem Umfang – auch im 18. Jahrhundert, und sogar in thematisch vielschichtigen Flugschriften und Büchern (vgl. Doris Gruber: *Frühneuzeitlicher Wissenswandel*, 2020, Kapitel 3: Die Publizistik zur Kometenerscheinung von 1743/44).

Die Rekonstruktion des Kometendiskurses führt den Prozess des Wissenswandels in der Weise vor Augen, dass zu Beginn des 16. Jahrhunderts Kometen als »sublunare Verbrennungsphänomene« betrachtet und »deren Botschaft als Zorn- und Strafzeichen Gottes« angesehen wurden, am Ende des 17. Jahrhunderts jedoch als »sich auf kegelschnittförmigen Bahnen bewegende Himmelskörper,

die den Gesetzen der Gravitation gehorchen und in ihrer Berechenbarkeit Ausdruck der planvollen Schöpfung eines gütigen und vorhersorgenden Gottes sind« (S. 494).

In dem Buch wird ein Namensverzeichnis vermisst. Zwar werden die zitierten »Akteure« summarisch im »Überblick über die Ergebnisse« den Kapiteln zugeordnet (S. 496–500), doch ersetzt das nicht ein seitengenaues Register. Eine Bibliographie zu Quellen und Literatur beschließt das Buch, dem eine Aufnahme in jede gut sortierte Bibliothek zu wünschen ist.

KLAUS-DIETER HERBST, JENA

Ralph Häfner / Michael Multhammer (Hg.)
Nicolaus Hieronymus Gundling (1671–1729) im Kontext der Frühaufklärung
 (Myosotis, Bd. 4), Heidelberg: Winter, 2018, 261 S.

Der Sammelband bietet eine Ehrenrettung eines einstmals berühmten frühneuzeitlichen Gelehrten, der, was hier interessieren soll, sich als Schüler von Christian Thomasius nicht nur für den Gebrauch der deutschen Sprache in den Wissenschaften eingesetzt, sondern sich auch durch publizistische Unternehmungen hervor getan und interessante Beiträge zur frühauflärerischen Debattenkultur geleistet hat. Besonders an seinen Periodika, so betonen die Herausgeber einleitend, lassen sich hervorragend die Dynamisierungsprozesse und mentalen Umstellungen der Frühaufklärung analysieren. Unter seinen Publikationen sind zunächst die 1706/1707 erschienenen »Otia« zu nennen, die Anlass zu einer publizistischen Kontroverse gaben, sodann die »Gundlingiana«, die von Dirk Werle vorgestellt werden. Diese Zeitschrift sei aufgrund ihrer tendenziellen Ungeordnetheit und Problematisierung von Wissen als anti-enzyklopädisch zu verstehen. Klaus Birnstiel behandelt die »Neuen Unterredungen« Gundlings, die mittels der Auseinandersetzung mit »gelehrten und ungelehrten Buechern und Fragen« ausdrücklich am gelehrten Diskurs ihrer Zeit teilhaben wollen. Christine Haug endlich befasst sich mit Gundlings Beitrag zur Debatte über den »Schändlichen Nachdruck andern gehöriger Bücher«. Besonders zu erwähnen ist die Bibliographie zu Gundlings Publikationen, die auch zeitgenössische und spätere Arbeiten über Gundling verzeichnet.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Elizabeth A. Sutton

Capitalism and Cartography in the Dutch Golden Age

Chicago: The University of Chicago Press, 2015, 184 S.

Elizabeth Suttons Titel verspricht, dass ihr Buch eine Analyse des Verhältnisses zwischen »Kapitalismus« und Kartographie in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts enthält. Die Leser finden darin zugleich mehr – eine Kritik am Kapitalismus in den USA – und weniger. In insgesamt sechs Kapiteln legt die Autorin dar, wie niederländische Karten und Bildmedien »reflected and reinforced an episteme that integrated humanist conceptions of individual virtue with the concept of the nation-state and modern capitalism« (S. 1), wodurch sie Expansion und Ausbeutung legitimierten, indem sie beide als natürlich und rational darstellten und Gewaltanwendung camouflierten.

Die Verbindung von niederländischen Karten des 17. Jahrhunderts mit Gewinnstreben ist nicht neu. Während aber Kees Zandvliet in »Mapping for Money« (2002), der letzten großen Studie zu diesem Thema, die pragmatischen Ziele der Beteiligten betont, interpretiert Sutton die Karten als Machtinstrumente. Sie folgt dabei nicht den etablierten Interpretationslinien eines J. B. Harley, sondern kombiniert Max Weber, Anthony Giddens und Karl Marx mit Michel Foucault, Pierre Bourdieu und Immanuel Wallerstein zu einem eigenen Ansatz. Dieser wird anschließend auf fünf Beispiele aus der umfangreichen Produktion von Claes Jansz Visscher übertragen.

Die Fallstudien zur Stadtansicht Amsterdams (1611), zur Karte zur Trockenlegung des Beemsters, der Darstellungen der Eroberung von Salvador de Bahía (1630) und die Karten von Recife (1648) sowie Neu-Amsterdams (1653) sind durchaus mit Gewinn zu lesen. Mit der geringen Anzahl herangezogener Karten und ihrer selektiven Quellenbasis vermögen sie die ausgreifenden Ziele der Studie aber nicht einzulösen. Visscher wird als exemplarisch für eine kapitalistische Mentalität herausgestellt, ohne dass seine Geschäfts- und Arbeitsweisen oder Eigeninteressen durchleuchtet würden.

Das eigentliche Problem des Buches ist jedoch die Parallelisierung der Niederlande des 17. Jahrhunderts mit der amerikanischen

Gegenwart, wie sie der theoretische Rahmen ermöglichen soll. Theorie wird nicht dazu genutzt, die Befunde zu interpretieren, sondern diese sollen zeigen, dass es schon immer so war, wie es die kombinierten Theoriefragmente behaupten. Sutton selbst verweist auf die »Unfairness« eines solchen Vorgehens, reflektiert aber nicht ausreichend, wie voraussetzungsreich es tatsächlich ist. So fehlt der Beleg, dass die Niederländer an »development« und »constant growth« glaubten. Die Existenz auch nur des Konzepts von »Kapitalismus« wäre ebenso zu beweisen, wie diejenige der »Nation«. Zu Gunsten der Interpretationslinie werden gegenläufige Stimmen zwar erwähnt, aber nicht in die Darstellung integriert. Die eigene Agenda des WIC-Statthalters Johan Maurits wird z.B. angedeutet, dann aber als exemplarisch für »die« niederländische Expansion genommen, obwohl sie sogar in der WIC nicht nur Zustimmung fand. Das Buch bereichert dennoch den Diskurs, indem es zu weiteren Untersuchungen des Kartographie-Macht-Komplexes anregt.

SUSANNE FRIEDRICH, MÜNCHEN

Andrew Pettegree / Arthur der Weduwen

The Bookshop of the World. Making and Trading Books in the Dutch Golden Age

New Haven: Yale University Press, 2019, 485 S.

The ambitions of »The Bookshop of the World« are not modest. Andrew Pettegree and Arthur der Weduwen aspire to provide »a definitive answer« (p. 7) to the question »how the Dutch came to dominate the European book world« (blurb). To this end, they turn the spotlights to printed materials that have been largely overlooked and indeed largely lost, but that must have formed, as the authors show, the backbone of the Dutch book trade. These include pamphlets, newspapers, devotional literature, and publications for government institutions and universities. These once-pervasive types of print, the authors argue, are »hugely under-represented« (p. 148) in present-day libraries. State publications are more likely kept in archives, while the former existence of many popular books can only be inferred from early modern advertisements or auction catalogues. By systematically scouring such sources and numerous archives for the first time, and

libraries no less, the authors have identified a spectacular – if difficult to verify – number of 350,000 different printings.

The volume consists of sixteen chapters, divided across four parts (»A New Republic«, »Pillars of the Trade«, »True Freedoms«, »Catastrophe and Redemption«). Although this division is somewhat cryptic at times, most chapters have a clear focus on a specific type of print in relation to the political, economic or societal context in which it was marketed (e.g. chapter 6 on school books, chapter 10 on prints), while others discuss specific practices (international trade, collecting, censorship).

Scholars from various disciplines will find many stimulating and relevant observations in this book, including a powerful challenge to reevaluate the use of sources from libraries in relation to archives and lost materials. Readers may, however, be disappointed by the scant methodological and bibliographical substantiations. The sparse endnotes frequently refer only to the authors' own publications. The »Bookshop of the World« paints a vivid and colourful picture of seventeenth-century Dutch society through the lens of the book trade, but its strokes are overly broad. Rather than providing a definitive answer, this thought-provoking book is likely to incite further research and debate on the early modern Dutch book world for many years to come. ANDREA VAN LEERDAM, UTRECHT

Joop W. Koopmans

Early Modern Media and the News in Europe. Perspectives from the Dutch Angle (Library of the written word, Bd. 70), Leiden: Brill, 2018, 361 S.

Fünfzehn Studien zur Pressegeschichte der Niederlande, vor allem zu der der Sieben Vereinigten Provinzen versammelt Joop Koopmans im vorliegenden Band. Der Entstehungszeitraum der Texte rangiert zwischen dem Jahr 2000 und 2019 und dokumentieren das lange Interesse des Groninger Pressehistorikers an den Zeitungen und Periodika vom Ende des 17. und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Mit einer Ausnahme sind bereits alle Kapitel dieses Werks an unterschiedlichen Stellen als Buchkapitel oder Artikel erschienen. Zwei Beiträge wurden aus Anlass des Sammelbands vom Niederländischen ins Englische

übersetzt. Der Autor hat die Beiträge durch das Hinzufügen von Zwischenüberschriften vorsichtig harmonisiert und kleinere terminologische Änderungen eingefügt, jedoch keine Aktualisierung der Daten vorgenommen oder neuere Literatur eingearbeitet.

Inhaltlich bietet Koopmans in seinem Werk zwei Schwerpunkte und die einzelnen Beiträge bieten zum Einen inhaltsanalytische Studien zur politischen und regionalen Berichterstattung, der Bedeutung von Katastrophen und Kriegen für die Presse und der Entstehung eines Bewusstseins für europäischen politische Zusammenhänge in niederländischen Periodika. Des Weiteren beschäftigt er sich in einem zweiten Komplex mit strukturellen Betrachtungen zur niederländischen Presse und deren Entwicklung im Spannungsfeld von Marktkräften und editorischen Entscheidungen. In diesen Bereich fallen die Beiträge, die sich mit der Versorgung von ausländischen Nachrichten beschäftigen, eine Studie zu zensorialen Einflüssen englischer Diplomaten in Den Haag, dem inhaltlichen und ökonomischen Zusammenspiel zwischen Zeitungen und anderen seriellen Nachrichtendruckern sowie der Kooperation zwischen Verleger, Redakteur und Kupferstecher im Falle von illustrierten Werken.

Im Vordergrund von Koopmans Forschung steht dabei oft der »Europäische Mercurius«, eine zwischen 1690 und 1756 zweimal pro Jahr publizierte Zusammenschau der Nachrichten. Der Forscher liefert eine tiefgehende Studie dieses Titels und eine kultur- und literaturgeschichtliche Einordnung, verteilt über fünf Beiträge in dem Band. Allerdings beschränkt sich Koopmans sich nicht auf die Studie dieses einzelnen Titels. Herausragend aus dieser insgesamt sehr überzeugenden Sammlung sind zwei Beiträge, die sich mit in der Forschung weitgehend vernachlässigten Themen beschäftigen: In »Anything but Marginal: The Politics of Paper Use and Layout in Early Modern Dutch Newspapers« analysiert Koopmans verschiedene Praxen des papiersparenden Druckens von Zeitungen und den Einfluss von typographischen Experimenten auf die Gestaltung von Zeitungen. In einem weiteren Aufsatz analysiert er den Nachrichtenwert von Zeitungsanzeigen. Zu diesem Zweck hat er die Anzeigen, die in der niederländischen Presse bereits früher als in

Deutschland einen festen Platz gefunden hatten. Überzeugend argumentiert Koopmans, dass Anzeigen die den Verkauf von Waren, Dienstleistungen sowie die Festsetzung von Preisen zum Gegenstand hatte, einen hohen praktischen Wert für Leserinnen und Leser der frühmodernen Presse hatten. Ähnliche Studien stehen für die deutsche Presse noch aus und Joop Koopmans gibt in dem Werk zahlreiche methodologische und inhaltliche Denkanstöße. JAN HILLGÄRTNER, LEIDEN

Martin Mulsow

Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720

Göttingen: Wallstein, 2018, 2 Bde., 1126 S.

Bei dem Werk handelt es sich um eine stark erweiterte Neuauflage der 2002 erschienenen philosophiegeschichtlichen Habilitationsschrift Mulsows, die den Titel »Moderne aus dem Untergrund« hatte. Der damalige Untertitel ist jetzt zum Haupttitel geworden, gleichzeitig ist der erste Band überarbeitet und der damals versprochene zweite Band als die eigentliche Erweiterung des Gesamtwerks nun geschrieben worden. Grundlegend ist damals wie heute die Einsicht, dass die Entstehung und der Verlauf der deutschen Frühaufklärung aus einer monodisziplinären, rein philosophischen Perspektive nicht zu verstehen ist, wichtig auch die Einsicht, dass das Radikale nicht ohne den »Mainstream«, der »Mainstream« nicht ohne seine radikalen Ausläufer zu verstehen sei, Untergrund und Oberfläche bedingten einander. Es ist in erster Linie ein ideengeschichtlicher Ansatz, den Mulsow auch in dem neuen zweiten Band verfolgt. Auch für diesen gilt wiederum, dass selbst der Kenner der frühen deutschen Aufklärung auf ihm gar nicht oder wenig bekannte Personen, Diskussionen und Werke trifft, ihm bekannte aber kaum eine Rolle spielen. Überhaupt ist es Mulsows Kriterium für die Auswahl der von ihm behandelten Schriften, erstens unbearbeitetes Material zu analysieren, zweitens einige Theorien »mittlerer Reichweite« über die kausalen Faktoren von Atheismus und philosophischer Radikalität zu erproben, und drittens die Wahrnehmung der Radikalen selbst zu folgen in dem, was ihnen als Ermunterung und Anregung galt. (II, S. 488) Dass die Thematik sich zumeist um Religionskritik zentriert, liege, so der Autor, nicht

an seiner Auswahl, sondern sei negativer Ausdruck der immer noch zentralen Stellung von Theologie und Offenbarungsreligion im frühen 18. Jahrhundert. So anregend die Studien Mulsows sind und so sehr sie die Kenntnis der Debatten in der von ihm behandelten Umbruchzeit erweitert, so sehr fragt der Rezensent sich doch, ob hier wirklich die zentralen Prozesse für die Entstehung der Aufklärung in den Blick kommen. Sicherlich sind die beschriebenen Radikalisierungstendenzen ebenso wichtig wie die in den untersuchten thematisch-personellen Netzwerken dominierenden Probleme der Idolatriekritik, des Antitrinitarismus und des Antiplatonismus, ob sie aber die Hauptschauplätze darstellen, in denen sich Wissenschaften und Kritik zur Aufklärung entwickeln, ist füglich zu bezweifeln. Mulsow selbst spricht davon, dass der radikale Rand der Frühaufklärung als schwaches Netz von nur partiellen personellen Verflechtungen zu denken sei, ein Netz, das eher aus Wahrnehmungen denn aus Gruppenzugehörigkeit bestehe, der Anschein von Dichte ergebe sich erst ex post (II, S. 491). Es mag an anderen Forschungsschwerpunkten liegen, dass dem Rezensenten – ohne das eine gegen das andere ausspielen zu wollen – andere Entwicklungsprozesse für die frühe Aufklärung bedeutender erscheinen wollen, seien es neue Sichtweisen und zur Praxis neigende Tendenzen in den Naturwissenschaften, sei es die Entstehung eines ganz neuen Mediensystems im 17. Jahrhundert, das regelmäßige Information über alle Felder der Politik, Gesellschaft und der gelehrten Welt ebenso ermöglichte wie Austausch und kontroverse Debatten. Zustimmung kann man der These Mulsows, dass die Bedeutung der fragmentierten Radikalaufklärung für den »mainstream« der Frühaufklärung in Deutschland darin lag, dass durch sie Extremwerte markiert wurden. HOLGER BÖNING, BREMEN

Thomas Rahn / Hole Rößler (Hg.)

Medienphantasie und Medienreflexion in der Frühen Neuzeit

Festschrift für Jörg Jochen Berns. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag in Kommission, 2018, 419 S.

Jörg Jochen Berns / Thomas Rahn (Hg.)

Projektierte Himmel

(Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 154), Wies-

baden: Harrassowitz in Kommission, 2019, 421 S.

Medienphantasie und Medienreflexion – besser hätte man eine Festschrift für einen der originellsten und anregendsten Medienhistoriker der vergangenen Jahrzehnte nicht betiteln können. Achtzehn Studien von Literaturwissenschaftlern, Historikern, Kunsthistorikern und Theaterwissenschaftlern zu Ehren von Jörg Jochen Berns nehmen die von Berns gegebenen Anregungen auf und bieten Phantasievolles wie Reflektierendes. Einleitend denken die Herausgeber darüber nach, was von Berns bei der Erforschung von Medienphantasien und -innovationen an Maßstäben gesetzt wurde. Wichtig ist sein früh gegebener Hinweis, dass die Anfänge der Mediengesellschaft in der Frühen Neuzeit, also noch vor dem Industriezeitalter, zu suchen seien und schon die frühneuzeitliche Gesellschaft einen Informationshaushalt kennt, der durch neue Medien in seiner Balance gefährdet werden konnte, wie er in bis heute wichtigen Studien zu den periodischen Zeitungen gezeigt hat. Stets interessierten ihn die von neuen Medien ausgehenden Irritationen, die Formen des Widerstandes und des Eigensinns im Umgang mit den Medien der Frühen Neuzeit. Im Zentrum seines Interesses stand die Geschichte der Technisierung der Wahrnehmung, wie seine gesammelten Studien von 2011 unter dem Titel »Die Jagd auf die Nymphe Echo« beispielhaft zeigen. Unter den Beiträgen dieses Bandes zu den historischen Druckmedien sei beispielhaft auf Wilhelm Kühlmanns Studie zur Schlacht bei Wimpfen im Jahre 1622 und den Reitertod von Herzog Magnus von Württemberg hingewiesen, Ereignisse, deren Medienresonanz mustergültig nachgezeichnet wird, auf Hole Rößlers Beitrag zu druckgraphischen Porträts als Mittel der Diffamierung oder auf Helga Meises Aufsatz zum »Almanach domestique« von 1782.

Geradezu beispielhaft wirft der gemeinsam mit Bernhard Jahn herausgegebene Sammelband Schlaglichter auf die Interessen von Berns, der den Lesern mit historischen Himmelsbildern, mit dem Theaterhimmel, dem Himmelstheater und dem transzendenten Himmel konfrontiert. Die hier versammelten dreizehn Studien sind das Ergebnis einer Wolfenbütteler Konferenz von 2013, die sich

um einen auf die Frühe Neuzeit bezogenen Bestimmungsversuch der topischen und phantasmatischen Pluralität von Himmeln bemühte, realen, wie sie in astronomischen Illustrationen und in der Sternbildikonographie erscheinen, imaginären etwa in der Barockoper oder als Inszenierungsraum von Flugkörpern, sodann in Inszenierungen, in denen der Himmel als Medium von Botschaften verschiedenster Art erscheint sowie endlich der transzendente Himmel in Form von sakralen oder visionären Himmeln. Besonders hingewiesen sei auf die beiden Studien der Herausgeber, in denen sich Berns mit theatralen Himmelsprodigien auf frühneuzeitlichen Flugblättern und Rahn sich mit numinosen und künstlichen Himmelsschriften in Früher Neuzeit und Moderne befassen. Besonders spannend empfand der Rezensent die Studie von Bernhard Jahn zum barocken Opernhimmel im Verbund der Künste, die Licht auf ein hochentwickeltes Musiktheater wirft.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Hans-Joachim Kertscher

»Er brachte Licht und Ordnung in die Welt«. Christian Wolff – eine Biographie

Hg. von der Christian-Wolff-Gesellschaft für Philosophie der Aufklärung. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, 2018, 312, VIII S.

Es gibt wohl kaum eine zweite so wirkungsmächtige historische Persönlichkeit, über die so wenig Persönliches bekannt ist, insbesondere fehlen die sicherlich zahllosen Briefe, die Christian Wolff geschrieben und erhalten haben muss und die in der Regel den Zugang auch zu biographischen Details ermöglichen. So hat der Autor sich eine besonders schwierige Aufgabe gestellt, die er nicht zuletzt dadurch zu lösen versucht, dass er die Lebensumstände Wolffs durch sehr detaillierte Schilderungen der Verhältnisse in Breslau, Jena, Leipzig, Marburg und Halle sowie an den Universitäten zu erhellen sucht. Als Hauptverdienst des Philosophen wird deutlich, dass er seine Zeitgenossen zum Philosophieren in der Muttersprache anregte. Wieweit er selbst für den »unleidlichsten Schematismus« verantwortlich war, durch den die Wolffsche Philosophie nach dem Wort Heinrich Heines bei seinen Schülern durch die lächerliche Manie, »alles in mathematischer Weise zu demonstrieren«, immer stärker verwässert wur-

de, bleibt für den Rezensenten eine unbeantwortete Frage. Unterbelichtet erscheint ein vielleicht noch wichtigeres Verdienst Wolffs, nämlich die Hinwendung zu praktischen Fragen und das Bemühen um Wirkung im Alltag, das sich etwa darin äußert, dass er »den Acker- und Garten-Bau in die Form einer Wissenschaft zu bringen« gewillt ist. Es bietet doch schließlich auch einen Zugang zu der Persönlichkeit Wolffs, dass er seinen Traktat zur wunderbaren Vermehrung des Getreides von 1718, den Kertscher zwar erwähnt, aber nur wenig ausdeutet, in »jedermanns Händen« wissen wollte und durch sein Verfahren der Getreidevermehrung 1738 die erste explizit volksaufklärerische Schrift des Züricher Pfarrers Johann Caspar Nägeli anregte. Bei Wolff finden sich überaus früh bereits alle Argumentationen, die dann um die Mitte des Jahrhunderts zu Topoi der gemeinnützig-praktischen Reformbewegung in Deutschland und der Volksaufklärung werden, die Überzeugung etwa, dass eine »Wahrheit« um »so viel höher« zu achten sei«, »je mehr dadurch die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts befördert wird« (unpaginierte Vorrede zur Schrift über die Getreidevermehrung von 1718, bei Kertscher S. 120f.). Allein die Vorstellung, wie der Philosoph – als Botaniker Autodidakt – seine Versuche mit Getreidekörnern anstellt, regt die Phantasie an, seine Anregung, die er dem interessierten preussischen König übermittelt, Landwirte möchten solche Versuche in größerem Rahmen ausführen, lässt einen Gelehrten erkennen, den die Alltagswelt interessierte und der auf praktische Verbesserungen sann. Auch weil Hans-Joachim Kertscher vom populärwissenschaftlichen Charakter seiner Biographie spricht (S. 23), hätte man sich die eingehendere Behandlung der mit solchen Interessen einhergehenden Überzeugung Wolffs gewünscht, sein Wirken nicht allein auf die Studierstube begrenzen zu wollen. Dass Wolff sich um die »practische Weltweisheit« bemüht hat, wird durchaus erwähnt (S. 114), tritt für den Geschmack des Rezensenten aber zu stark hinter das ausführlich berücksichtigte Professorengezänk zurück, in das Wolff mit und ohne eigenes Verschulden stets verwickelt war. Zu loben ist, dass die Öffentlichkeits- und Medienkampagnen gewürdigt werden, die für die Debatte über phi-

losophische Fragen von zunehmender Bedeutung waren und in denen es bei der Durchsetzung von philosophischen Positionen darauf ankam, welchen Zugang man zu auflagenstarken gelehrten Zeitschriften hatte. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass für die Popularisierung der Wolffschen Philosophie die *Moralischen Wochenschriften* von ausschlaggebender Bedeutung waren. Interessant auch, wie Wolff seinen sich von den Musen zu Mars hinwendenden Philosophenkönig zunehmend kritisch sah, für den das »Kriegs-Wesen« sogleich nach dem Besteigen des Thrones eine Hauptrolle zu spielen begann (S. 263). HOLGER BÖNING, BREMEN

Christian Mühling

Die europäische Debatte über den Religionskrieg (1679–1714). Konfessionelle Memoria und internationale Politik im Zeitalter Ludwigs XIV.

(Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 250), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018, 587 S.

Christian Mühling geht in seiner mehrfach ausgezeichneten Dissertationsschrift der Frage nach, welche Konflikte von der Geschichtsschreibung und Tagespublizistik um 1700 als Religionskriege bezeichnet wurden und warum gerade der Begriff des Religionskriegs zu dieser Zeit zu einem festen Schlagwort der politischen Debatte avancierte. Er verortet seine Arbeit innerhalb einer erneuerten Begriffsgeschichte und historischen Semantik. Seine Analyse basiert auf einem vorwiegend französischsprachigen Quellencorpus, womit er transkulturellen Dynamiken Rechnung tragen möchte, deren *Lingua Franca* Französisch war.

Mühling zeichnet das sehr differenzierte Bild einer Debatte, die auf eine innerfranzösische Auseinandersetzung über die Legitimität des Edikts von Nantes zurückgeht, sich jedoch schnell auf den deutsch- und englischsprachigen Raum ausweitete. Dabei haben gerade katholische und evangelische Geistliche die Debatte mitbestimmt und Einfluss auf die Politik genommen. Um 1700 hat der polyvalente Begriff des Religionskriegs andere Termini wie Bürgerkrieg, Ketzerkrieg oder Heiliger Krieg weitestgehend verdrängt. Er war zugleich konfessionell determiniert und konfessionsübergreifend austauschbar. Wäh-

rend katholische Quellen ein durchaus positives Verhältnis zum Religionskrieg belegen, war der Begriff auf protestantischer Seite dagegen eindeutig negativ besetzt.

In der Forschung gilt heute das 16. und frühe 17. Jahrhundert als Zeitalter der Konfessionalisierung und Religionskriege. Mühling kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass es sich dabei um die Übernahme einer Rückprojektion handelt, weil der Begriff des Religionskrieges für die konfessionellen Auseinandersetzungen erst an der Schwelle zum 18. Jahrhundert geprägt worden ist. Er plädiert deshalb für eine vorsichtigeren Verwendung des Begriffs und eine Ausweitung des Zeitalters der Konfessionalisierung. Die Debatte über den Religionskrieg zeige, dass Konfession als Faktor internationaler Beziehungen um 1700 eine hohe Konjunktur hatte.

Mühling legt einen detaillierten Gang durch die Quellen vor und kann einige gängige Thesen der Geschichtswissenschaft relativieren. Wünschenswert wäre aber mehr methodisch-theoretische Schärfe gewesen, welche die Studie auch in anderer Hinsicht anschlussfähig gemacht hätte: Unklar bleibt seine Abgrenzung zur Diskursanalyse. Auch seine erneuerte Begriffsgeschichte unterscheidet sich kaum von dem, was z. B. Heiner Schultz schon 1979 in seinem Aufsatz »Begriffsgeschichte und Argumentationsgeschichte« formuliert hat. Begriffsgeschichtlich weitgehend unreflektiert bleibt schließlich die Religion im Religionskrieg etwa im Anschluss an Ernst Feils vierbändige Studie »Religio. Die Geschichte eines neuzeitlichen Grundbegriffs«. **ULRIKE KOLLODZEISKI, POTSDAM**

Wolfgang Hirschmann / Dirk Rose (Hg.)

Die Kantate als Katalysator. Zur Karriere eines musikalisch-literarischen Strukturtypus um und nach 1700

(Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, Bd. 59), Berlin: De Gruyter, 2018, VI, 354 S.

Der Band vereint musik- und literaturhistorische Kompetenz, um sich umfassend mit dem großen Aufschwung der geistlichen und weltlichen Kantate in den Jahrzehnten nach 1700 und ihrer Bedeutung in der deutschsprachigen Dichtungstheorie bis zur Spätaufklärung auseinanderzusetzen. Dass dabei

Städte wie Leipzig und Hamburg besondere Beachtung finden, ist natürlich kein Zufall, hatten hier doch Oper und Publizistik eine frühe Heimstatt. Beide Städte sind nicht zuletzt als Inspirationsquellen für den ersten wichtigen Dichter geistlicher Kantaten ausschlaggebend, für Erdmann Neumeister, der mitverantwortlich war für die Berufung Georg Philipp Telemanns nach Hamburg. Gefragt wird nach dem europäischen Kontext der Kantate, nach den Beziehungen zur italienischen Kantaten- und Opernproduktion, den Liebeskonzeptionen in der italienischen und deutschen Kantate und der Bedeutung der frühen französischen Kantate. Von besonderem Interesse sind die moralischen Charaktere in der Kantate, die mit Bernhard Jahn und Stephen Zohn davon sprechen lassen könnten, dass einzelne Kantaten als eine Art Moralische Wochenschrift erscheinen. (S. 169–180) Besonders hinzuweisen ist auf die anregenden Thesen Hansjörg Drauschkes zu den weltlichen Kantaten in Hamburg zwischen 1700 und 1715, die sich mit den Produktions- und Rezeptionsmodi eines aristokratischen Modells im urbanen Raum auseinandersetzen und zur großen Nähe von Kantate und Oper darauf hinweisen, dass beide in Hamburg ein bürgerliches wie ein aristokratisches Publikum fanden.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Māra Grudule (Hg.)

Gothards Frīdrihs Stenders (1714–1796) un apgaismība Baltijā Eiropas kontekstā. Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) und die Aufklärung im Baltikum im europäischen Kontext. Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) and the Enlightenment in the Baltics in European contexts

Rīga: LFMI LU, Literatūras, folkloras un mākslas institūts, 2018, 559 S.

Gotthard Friedrich Stender ist als einer der Begründer der lettischen säkularen Literatur bedeutend, er verfasste eine Grammatik und ein Lexikon der lettischen Sprache, galt seinen volksaufklärerisch engagierten Zeitgenossen als einer jener Geistlichen, welche die einzigen Schriftsteller für die Letten waren. Zu Stender hieß es 1803 in der Berliner Zeitung »Der Freimüthige«, er habe sich »ein ausgezeichnetes Verdienst um die Veredlung und wissenschaftliche Ausbildung der Kur-

ländischen Bauern, für welche Klasse von Lesern er unermüdet bis zu seinem Tode schrieb«, erworben. Auch sei sein Name unter den Bauern »so bekannt und geehrt, daß sie oft einen Umweg von mehreren Meilen nicht scheuten, um diesen in ihren Augen großen Mann von Angesicht zu schauen, und ihm persönlich ihre Ehrfurcht zu zollen – gleichsam wie die Jünger des Apoll und manche Reisende nach Weimar wallfahrten, um Wieland und Göthe in der Nähe anzustauen.« (Jg. 1, Berlin 1803, No. 175–177) Wichtig an diesem auf eine Rigaer Tagung zurückgehenden Sammelband ist, dass er Stenders Wirken gründlich erschließt, sich aber nicht auf diese Person beschränkt, sondern das Baltikum mit seinen Besonderheiten der literarischen und publizistischen Kultur der Aufklärungsforschung erschließt, indem zahlreiche unbekannte Autorinnen und Autoren mit ihren Werken vorgestellt werden. Thematisch wichtig sind Studien zu den Anfängen des lettischen Kalenderwesens als Instrument der deutschbaltischen Volksaufklärung, zum Beitrag Stenders zur Alphabetisierung der Letten und seiner Theologie als Volksaufklärer, zur pastoralen Aufklärung insgesamt oder zur Bedeutung der moralischen Lehren Gellerts als deutsch-lettischer Kulturimport. Endlich wird auch danach gefragt, ob Stender als »Pate« der lettischen Medien gelten könne. Auch diesem wertvollen Band hätte ein Register gut angestanden.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Patrick Schmidt

Bettler, Kriegsinvaliden, Körpersensationen. Beeinträchtigte Menschen in print-medialen Diskursen des 17. und 18. Jahrhunderts

(Disability History, Bd. 5), Frankfurt: Campus Verlag, 2017, 522 S.

Patrick Schmidt liefert in seiner Monographie eine umfassend recherchierte diskursgeschichtliche Untersuchung zur Deutung und Wahrnehmung von Beeinträchtigungen und beeinträchtigten Menschen in der frühen europäischen Neuzeit. Mit Fokus auf den Zeitraum von 1650 bis 1800 geht der Arbeit eine aufwändige und weitreichende Archivsichtung von Printmedien aus Großbritannien, Deutschland, und dem französischsprachigen Raum voraus, durch die auf Basis von rund 1000 exzerpierten Artikeln und An-

zeigen (Inserate, Nachrufe, Werbezettel, Werbeanzeigen etc.) ein differenziertes Gesellschaftsbild aus einem »Mosaik von Einzelbefunden« rekonstruiert wird. Ausgehend von der Prämisse, dass »Behinderung« als soziokulturelle Zuschreibung während der frühen Neuzeit noch nicht existierte, destilliert Schmidt aus seinem Textkorpus vier paradigmatische Diskurse, durch die körperliche Beeinträchtigungen – von sog. »Wundergeburten« bis zu Blindheit und Lähmung – thematisiert und oftmals rhetorisch-argumentativ funktionalisiert wurden: der »Diskurs der Armut und Armenfürsorge«, der »Diskurs der Krankheit und Heilung«, der »Diskurs der außergewöhnlichen Körperlichkeit«, und der »pädagogischer Diskurs«. Neben der detaillierten Quellenanalyse liegt eine Stärke dieser Arbeit in der vorausgestellten Positionierung in Bezug auf die theoretischen Modelle der Disability Studies und diskurstheoretische Ansätze der Disability History, deren Limitationen, Stärken und internen Spannungen der Autor sehr fundiert und kompetent hervorhebt. In Abgrenzung zu gängigen modernisierungskritischen Deutungsstrategien der Disability Studies vermeidet Schmidt in seiner Untersuchung dezidiert die Idealisierung einer vermeintlich inklusiveren Wahrnehmung von körperlicher Differenz in der Vormoderne. Seine Schlussfolgerungen deuten diesbezüglich auf eine Deutungs Offenheit hin und konstatieren sowohl Wandel (bspw. in der Sentimentalisierung von Kriegsinvaliden nach den Revolutionskriegen) als auch Kontinuität (bspw. in der sprachlichen Evozierung von körperlicher Beeinträchtigung als defizitorientierte Metapher). Im Anschluss an eine extensive Interpretation ausgewählter Quellentexte werden nach beachtlichen 402 Seiten zudem noch unterschiedliche »Interpretationsperspektiven« eingeführt, die insbesondere in ihrer Berücksichtigung intersektionaler Verflechtungen von Geschlecht, sozialem Stand, und Religion überzeugen. Zuweilen hätte eine engere Verwebung von Theorieteil und Quellenanalyse zu einer tieferen konzeptuellen Durchdringung der Textquellen und der Vermeidung von Redundanzen beigetragen. Es bleibt jedoch kein Zweifel, dass diese nuanciert argumentierte Grundlagenstudie besonders durch die verfolgte »Panorama Perspektive« und Akzentuierung journalistischer Texte einen produktiven und

wichtigen Beitrag zum Verständnis der Vorgesichte moderner Behinderungsdispositive leistet. MORITZ INGWERSEN, KONSTANZ

Peter van Dijk

De beste krant van Europa. Johan Luzac (1746–1807) en de Gazette de Leyde

Amsterdam: Amsterdam University Press, 2018, 237 S.

»In diplomatischer Genauigkeit, und in der Zusammenstellung und Unparteilichkeit, und in der Bündigkeit und Eleganz des Ausdrucks ist diese Zeitung noch von keiner übertroffen.« So charakterisierte der Braunschweiger Diplomat und Pressehistoriker Joachim Schwarzkopf an der Wende zum 19. Jahrhundert die im niederländischen Leiden in französischer Sprache seit 1677 erschienene »Traduction libres des gazettes flamandes et autres«. Im Ausland wurde die auch über Europa hinaus verbreitete Zeitung kurz »Gazette de Leyde« genannt. Das zweimal wöchentlich erscheinende Blatt ging 1783, am Beginn der aufwühlenden Jahre nach dem Niedergang der Republik der Vereinigten Niederlande, von Etienne Luzac, der das Renommee der »Gazette« begründete, an seine Neffen Etienne und Johan Luzac über. Johan, ein promovierter Theologe, der schon seit 1772 in der Zeitung mitarbeitete, übernahm die Redaktion und verschaffte ihr das Ansehen, das Schwarzkopf, einer der besten Kenner der europäischen Zeitungen seiner Zeit, so sehr schätzte. An den Anfang seiner Biografie Johan Luzacs stellt Peter van Dijk zwei gleichermaßen presse- wie berufsgeschichtlich aufschlussreiche Kapitel über die Entstehung der »Gazette«, die journalistischen Normen Luzacs (Wahrheit, Zuverlässigkeit, Neutralität) und seine sich darauf stützende redaktionelle »Strategie« (die wichtigste Aufgabe der Zeitung ist die Nachricht; diese muss in ihren Kontext gestellt und gedeutet werden; mehrere Quellen machen eine Nachricht glaubwürdiger; der Schutz der Quellen ist unabdingbar für die Funktion der Zeitung). Am Beispiel der Berichterstattung über die beiden epochalen Zeitereignisse (Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg; Französische Revolution) und die innenpolitischen Auseinandersetzungen (u.a. Patrioten gegen Oranier) veranschaulicht van Dijk, wie Luzac ungeachtet vieler in- und ausländischer Beschwerden

seinen Prinzipien standhaft folgte, und liefert damit Argumente einerseits für die zeitgenössische Bedeutung dieser Zeitung, andererseits für seine These, wonach Luzacs der berühmteste Zeitungsredakteur seiner Zeit gewesen sei. Die wichtigste Quelle des Autors sind der umfangreiche Nachlass von Johan Luzac sowie die – unterdessen online zugänglichen – Ausgaben der »Gazette«. Das durch zahlreiche Zitate aus persönlichen Dokumenten Luzacs (u.a. Briefe) anschaulich und fesselnd geschriebene Buch von Peter van Dijk, dem ehemaligen Chefredakteur des »Allgemeinen Dagblad«, richtet sich an eine breitere Leserschaft, ist aber zugleich von Gewinn für die Pressehistoriografie. Ihr wäre es zweifellos hilfreich, wenn sich der Verlag bei einer zweiten Auflage zu einem Personenregister entschließen könnte.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Sebastian Brändli

Chorherr Leonhard Brennwald (1750–1818). Ein Zürcher schreibt Tagebuch in unruhigen Zeiten

(Neujahrsblatt auf das Jahr 2018, 182. Stück), Zürich: Chronos Verlag, 2018, 159 S.

Die vorliegende, sehr schön ausgestattete Publikation ist eines jener Neujahrsblätter, deren Tradition bis auf das Jahr 1645 zurückgeht und dann im Zuge der aufklärerischen Sozietätsbewegung des 18. Jahrhunderts einen Höhepunkt erreicht. Die Darstellung Brändlis ist das 182. Neujahrsblatt der Gelehrten Gesellschaft in Zürich, die auf die 1779 gegründete Gesellschaft der Gelehrten der Chorherrenstube zurückgeht, zu der auch Leonhard Brennwald gehörte. Brennwald ist nicht zuletzt deshalb bemerkenswert, weil er von 1795 bis 1812 ein weit über 5000 Seiten umfassendes Tagebuch im Folioformat geschrieben hat, eine hervorragende Quelle für die gut zu lesende Biographie des Pfarrers auf der Zürcher Landschaft, der als Vertreter der städtischen Herrschaft auf dem Land seine ganz eigene Rolle zu spielen hatte. Auch wenn die Darstellung Brändlis ganz dem Zweck der Neujahrsblätter entsprechend ihren Hauptwert für die regionale Geschichtsschreibung hat, sind doch zahlreiche Beobachtungen auch darüber hinaus wertvoll, da sie das eine und andere Mal ein neues Licht auf die Umbruchzeit werfen, die 1798 mit der Helveti-

schen Revolution und dem Zusammenbruch des Ancien Régime in der Eidgenossenschaft ihren Höhepunkt erreichte. Nicht zuletzt erlebt man Brennwald als aufmerksamen Beobachter der Geschehnisse und als Zeitungsleser.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Dagmar Kleineke

Autobiographisches Schriftgut. Die handschriftlichen Aufzeichnungen des Johann Justus Kraut aus Dahlenrode (1766–1843) (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 141), Hannover: Wehrhahn, 2019, 152 S.

Da finden sich von dem Sohn eines Kleinbauern gerade einmal so viele Texte von seiner Hand, dass sie in dem vorliegenden Buch 20 Druckseiten füllen. Aber was die Editorin Dagmar Kleineke daraus macht, ist ein Meisterinnenstück historischer Recherche. Die Quellen, die sie in zahlreichen Archiven und nicht zuletzt auch in Intelligenzblättern, Zeitschriften und Zeitungen findet, lassen ein beeindruckend anschauliches Lebensbild eines Mannes entstehen, der in kümmerlichen Verhältnissen Jahrzehnte als Landschulmeister tätig war, aber als kunstvoller Mechaniker mit seinen für die Naturforschung unentbehrlichen Instrumenten so viel Anerkennung bei den Göttinger Professoren fand, dass Georg Christoph Lichtenberg ihn als »wahrhaftes mechanisches Genie« bezeichnete. Lange betrieb Johann Justus Kraus sein Schulmeisteramt und eine mechanische Werkstatt parallel, bis er 1806 aus dem Hannoverschen nach Bremen auswanderte und dort drei Jahrzehnte als anerkannter »artiste mécanicien« tätig war. Hier schuf er im Haus der »Gesellschaft Museum« die erste überregional beachtete Gasbeleuchtung der Stadt, die eine bestaunte Sehenswürdigkeit war. Sein Bedauern, dass seine Eltern ihm keine seinen Fähigkeiten und Interessen entsprechende Ausbildung ermöglichen konnten, zeigt ihn ebenso als aufgeklärten Kopf wie ein Gedicht, das er aus Anlass der Taufe eines Kindes von Heinrich Haake, des Begründers der heute noch weltberühmten Brauerei, schrieb. Hier hofft er für den Täufling, dass »Bibel, wie Vernunft ihn lehr« und »Daß nicht Pfaffenthum den Geist bestricke,/ Blinder Wahn nicht seinen Willen bannt,/ Egoismus nicht sein Ziel verrücke,/ Dazu Freunde sey er Protestant« (S. 120).

Kraut lobte die Anstrengungen der »Gesellschaften von patriotischen Männern«, trat gegen den Zunftzwang auf und machte Vorschläge für eine verbesserte Bildung von Handwerkern, er bemängelte die für den Durchschnittshandwerker schwer verständliche Sprache in Zeitschriften und forderte ein speziell auf Handwerker ausgerichtetes Journal, auch schlug er ein »Büchelchen« vor, aus dem sich wandernde Gesellen fortbilden sollten; auch für Meister habe zu gelten, »Wer nicht fort geht, geht zurück« (S. 85, 128, 137). Schon als Schulmeister trat er für die Pockenimpfung ein und wollte, was zu Konflikten mit dem Pastor führte, den Schülern »gemeinnützige Kenntnisse« nahebringen, im Schulmeisterseminar hatte er die wichtigsten Regeln für Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit aus dem Faustschen Gesundheitskatechismus vermittelt bekommen (S. 19, 52, 47). Seinen Bildungswillen vermittelte er auch an den Sohn, der noch im vorgerückten Alter Englisch lernte und klassische Musik, nicht aber Wagner liebte (S. 91).

HOLGER BÖNING, BREMEN

Carlos Spoerhase

Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830

Göttingen: Wallstein, 2018, 808 S.

Carlos Spoerhas Habilitationsschrift unternimmt den großangelegten Versuch einer literatur-, buch- und medienhistorischen Rekonstruktion von Schreibprozessen und Veröffentlichungsstrategien vor allem des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Für diese Hochphase der deutschen Literatur zielt die Studie auf »eine stärkere Verknüpfung der Beobachtung von textueller Materialität mit der Beobachtung von unterschiedlichen Formen sozialer Mediation« (S. 36). Obwohl sich eine praxeologische Methode vor allem dadurch auszeichnet, dass sie nicht zentral an Autoren und einzelnen Akteuren, sondern an Geschehensganzen orientiert ist, verbleibt die Arbeit weitgehend auf dem literatur- und wissenschaftshistorischen Höhenkamm (v.a. Klopstock, Herder, Goethe, Schiller), der das »induktive und explorative Vorgehen« (S. 47) anleitet. Nichtsdestoweniger gelingt eine bemerkenswert akribische, quellengesättigte Untersuchung, die sich jenseits von Gattungs-

grenzen bewegt und zahlreiche Vorschläge zu einer buchwissenschaftlich kundigen Reformulierung literarischer Textproduktion macht. Nur wenig davon sei hier angedeutet.

Die erste Konstellation »Provisorien« wendet sich der biblionomen »Beziehungskommunikation« und »der literarischen Patronagekultur« zu (S. 51). An Ludwig Gleim etwa interessieren die selbstverlegten Manuskriptdrucke, die im Freundeskreis zirkulieren und sodann aufrichtig kritisiert werden; an den Vorlesungen Johann Gottlieb Fichtes wiederum »die gedruckte »Handschrift« (S. 121) für die Hörer.

Den »Netzwerken« Klopstocks ist die zweite Konstellation gewidmet, die sich mit dem Zugang und der »Schriftbildlichkeit« (S. 195) der Oden, der Einrichtung von handschriftlichen Kopien und der Qualität der »Geschenke« (S. 225) beschäftigt. Man versteht, wie sich daraus ein sozialer Zusammenhang von »Manuskriptgemeinschaften« und »Buchgemeinschaften« ergibt (S. 325).

Unter »Mediationen« fasst Spoerhase jene »Sammelungsaktivität« (S. 329), die sich mit Blick auf Herders Volkslieder und Caroline Flachslands Abschriften entwickelt. Eine genauere Berücksichtigung der anthologischen Sammelpraxis um 1700 und der frühneuzeitlichen Konzeptualisierung des copia-Begriffes wäre sicher noch aufschlussreich gewesen. Auffällig hingegen sind die Bezüge zu Petrarca und Dante, das Nebeneinander von gebundenem Buch und ungebundenen, zerstreuten Blättern sowie die Singularisierung oder Personalisierung des Buches »als materielles Artefakt« (S. 442), wie es schon bei Klopstock zu bemerken ist.

Die Abschnitte zu Kant, Friedrich Schlegel und Goethe werden unter »Kompositionen« subsumiert. Ausgehend von der um 1800 theoretisch diskutierten »System/Aggregat-Differenz« (S. 464) diskutiert Spoerhase zunächst die Gattungspoetik des Epos und des Romans, speziell des Wilhelm Meister, um von hier aus »die mereologische Präzedenz des Ganzen vor den Teilen« und den »Plan« als »Schreibprogramm« zu identifizieren (S. 482). Materialhistorisch hat das die Pointe, dass etwa in den »Wanderjahren« unterschiedliche Trennlinien für die »Binnenstrukturierung der Kapitel« (S. 563) sorgen und beim »West-östlichen Divan« der Druckbogen bzw. die Bogenseite als

»materielle Grundeinheit des Setzers« (S. 577) auf die Textproduktion hinüberwirkt.

Beschlossen wird die Arbeit von den »Skalierungen« Schillers, die sich zumal in der komplexen Publikationspraxis des Wallenstein-Dramas mit seinen parallel gedruckten extensiven Buch- und gekürzten Bühnenfassungen bemerkbar machen. Damit einher geht Spoerhases eindringliches Plädoyer für eine Philologie, die die »Buchformate als mächtige Agenten einer ästhetischen Intensivierung von literarischen Textumgangspraktiken« (S. 673) künftig stärker berücksichtigt. Anknüpfungspunkte hierzu bietet die Studie jedenfalls reichlich. CHRISTIAN MEIERHOFFER, BONN

Dieter Breuer / Gábor Tüskés (Hg.)

Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa

Unter Mitwirkung von Réka Lengyel. (Frühe Neuzeit, Bd. 229), Berlin: De Gruyter, 2019, 567 S.

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse der Budapester Tagung des Humboldt Kollegs von 2017 und bietet 31 Beiträge, die sich mit solchen Gesellschaften befassen, die sich durch ein Statut selbst konstituiert haben, eine Alters- und Ständeheterogenität aufweisen, die Freiwilligkeit des Ein- und Austritts gewährleisten und einen Arbeitsgegenstand aus dem Bereich aufgeklärten Selbstverständnisses vertreten. Die Sozietäten des 18. Jahrhunderts, so heißt es einleitend, erwiesen sich als dynamische Wissensräume und typische Kristallisationskerne der Aufklärungsbewegung, sie seien Träger, Beförderer und Vermittler der aktuellen philosophisch-literarisch-wissenschaftlichen Diskurse und hätten die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der Zeit wesentlich gefördert. Betont wird die eminente Bedeutung der Sozietäten für die Entwicklung und den Transport von Idee sowie die Identitätsförderung ihrer Mitglieder. Nach einem einleitenden Beitrag zu Bedeutung und Erforschung der aufgeklärten Sozietäten – hier wird differenziert nach Akademien, patriotischen und gemeinnützigen Gesellschaften, zu denen auch ökonomischen und Ackerbaugesellschaften gehören, Lesegesellschaften, Geheimbünden sowie Salons und Kaffeehäusern – stehen Vereinigungen im deutschsprachigen Raum im Mittelpunkt, daneben sind solche in

Frankreich, Ungarn, Siebenbürgen und Dänemark berücksichtigt. Wichtig ist der Band auch für die Beziehung zwischen den Tätigkeiten dieser Sozietäten und der Publizistik.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Bernhard Jahn / Ivana Rentsch (Hg.)

Extravaganz und Geschäftssinn – Telemanns Hamburger Innovationen

(Hamburg Yearbook of Musicology, Bd. 1), Münster: Waxmann, 2019, 351 S.

Neben neuen wichtigen musikhistorischen Erkenntnissen bietet dieser auf eine Hamburger Konferenz zum 250. Todestag Telemanns zurückgehende Sammelband aufschlussreiche kommunikationshistorisch wichtige Informationen zu dem Kampf eines bedeutenden Komponisten um ein Publikum, ein Bestreben, das sicherlich auch mit der Geschäftstüchtigkeit Telemanns zu erklären ist, mehr noch aber mit seinem guten Gespür für die Bedürfnisse eines sich schnell vergrößernden Rezipientenkreises für Musikdrucke unterschiedlichster Art. Als die meisten Komponisten ihre Werke noch durch Kopierer vervielfältigten, nutzte der Hamburger Kantor die neuen Möglichkeiten des periodischen Publizierens. Dem Selbstverleger Telemann ist nicht nur die erste Musikzeitschrift mit »wirklicher Musik« zu verdanken, die 1728 unter dem Titel »Der getreue Music-Meister« erschien, sondern auch wöchentlich erscheinende Drucke der von ihm geschaffenen und im sonntäglichen Gottesdienst aufgeführten Kirchenmusik. Von Telemann stammen die ersten Pränumerationsanzeigen in den Zeitungen, wie er überhaupt das Mittel der Subskription und Pränumeration weidlich nutzte. Ist die erste Abteilung des Sammelbandes den dabei zu beobachtenden musikalischen Innovationen oder »Extravaganzen« gewidmet, so zeigt die zweite Telemann in den von ihm genutzten Netzwerken, die für das, was in der dritten Abteilung unter dem Stichwort »Geschäftssinn« behandelt wird, von großer Bedeutung waren. Kommunikationshistorisch besonders aufschlussreiche Studien behandeln Telemann als Briefschreiber, der sich durch ironische, satirische oder witzige Töne und Untertöne auszeichnete, als Autor mehrerer Autobiographien, die seine Erfolge als Musiker und ein gelungenes Leben verkündeten, vor allem aber als Herausgeber verschiedener

Periodika oder als Verantwortlicher für die Vertriebsstrategien eines Musikverlags im 18. Jahrhundert. Unter den musikalischen Innovationen ist das Kantatenschaffen Telemanns zu nennen, der die gewaltige Zahl von 1700 geistlichen Kantaten schuf, von denen etwa 1400 erhalten sind, vertrieben meist in etwa 30 bis zu 72 Kantaten umfassenden Jahrgängen. Hoch interessant auch, wie Telemann mit seinem Schaffen die Themen der Moralischen Wochenschriften zu Wort kommen lässt.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Bruno Preisendörfer

Als die Musik in Deutschland spielte. Reise in die Bachzeit

Berlin: Galiani, 2019, 480 S.

Wer mit diesem Buch eine Biographie Johann Sebastian Bachs erwartet, wird enttäuscht, wer fast alles erfahren möchte, was das 18. Jahrhundert so zu bieten hat an Ernstem und Kuriosem, an Wichtigem und eher nicht so Wichtigem, dem wird recht flott erzählt, was jeder Kenner des aufgeklärten Säkulums in der Regel bereits kennt. Die Herausbildung eines neuen Mediensystems spielt – auch wenn gelegentlich Zeitungsmeldungen zitiert werden (etwa S. 118, 327, 386) – allerdings praktisch überhaupt keine Rolle, obwohl sie doch eines der wichtigsten Ereignisse dieses Jahrhunderts ist, entsteht doch seit den 1720er Jahren nicht zuletzt auch die Musikpublizistik und -journalistik.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Evelyn Buyken

Bach-Rezeption als kulturelle Praxis. Johann Sebastian Bach zwischen 1750 und 1829 in Berlin

(Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft, Bd. 81), Stuttgart: Steiner, 2018, 332 S.

Entgegen der in der Musikhistoriographie zu findenden Überzeugung, Johann Sebastian Bach sei durch Mendelssohn Bartholdy im Jahr 1829 plötzlich wiederentdeckt worden, zeigt die Autorin in ihrer Kölner philosophischen Dissertation von 2016 am Beispiel Berlins nachdrücklich, dass dieser Komponist auch schon in den acht Jahrzehnten zuvor in einem dicht verzweigten Netz an vielfältigen Praxisformen eine bedeutende Rolle spielte, sei es durch seine Schüler, durch Abschreiben und Drucken von Musikalien, durch deren Sammler, durch Musikunterricht und musikalische

Gesellschaften oder durch das Musizieren am Hof, in Salons wie im Berliner Bürgertum. Nicht zuletzt jüdischen Akteurinnen und Akteuren hätten die Werke Bachs als Paradebeispiel eines rational erklärbaren Kunstwerks gegolten, die Affinität der jüdischen Gesellschaft in der Stadt zur Musik Bachs könne als ein zentrales Element im Entwicklungsprozess der Bachrezeption verstanden werden. Die Autorin kritisiert die musikhistorische Praxis einer ideologisch überformten Bedeutung als autonome Kraft, die dem musikalischen Werk beigemessen worden sei, wobei die Vielzahl an Rezeptionspraktiken sowie deren Trägerinnen und Träger nicht bedacht worden seien.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Anne Purschwitz

Jude oder preußischer Bürger? Die Emanzipationsdebatte im Spannungsfeld von Regierungspolitik, Religion, Bürgerlichkeit und Öffentlichkeit (1780–1847)

(Bürgertum, N.F. Bd. 16), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018, 483 S.

Die 2010 an der Universität Halle-Wittenberg angenommene Dissertation untersucht die Debatten, in denen sich die sogenannte Judenfrage in dem von ihr berücksichtigten Zeitraum widerspiegelt, in ihrer ganzen Breite, angefangen bei dem berühmten Werk Christian Wilhelm Dohms über die »bürgerliche Verbesserung« der Juden bis zum gescheiterten liberalen Aufbruch in den 1840er Jahren. Es sind zum Teil ganz unsägliche Argumente, die in den Diskussionen über das Zusammenleben von deutschen Juden und Nichtjuden ausgetauscht werden, zentral ist für die Autorin die Öffentlichkeit seit der Aufklärung, die solche Debatten überhaupt ermöglichte und im Vormärz stark intensivierte. Als prägendster Faktor der Auseinandersetzung wird die intensive Einbeziehung von Zeitungen und Zeitschriften genannt, die sich an ein immer breiteres Publikum richteten. Immer wieder standen in den Debatten Forderungen nach Assimilation als Vorbedingung jeder Gleichberechtigung und Emanzipation im Mittelpunkt, wobei besonders intensiv die Verhältnisse in der preußischen Provinz Posen behandelt werden. Als wichtiges neues Element wird in den 1830er Jahren eine jüdische Öffentlichkeit als neues Element »öffentlicher Meinung« vorgestellt, des-

sen Voraussetzung die Aufnahme der deutschen Sprache in den jüdischen Bildungskanon gewesen sei. Wichtig ist der Autorin das Wechselspiel von publizistischer Kontroverse und preußischer Regierungspolitik, in dem sich die zunehmende Wirkungsmacht der Öffentlichkeit, gleichzeitig aber auch ihre Grenzen gezeigt hätten. HOLGER BÖNING, BREMEN

Christopher Frey

Der Preuße von Zwerbach. Das ruhelose Leben des Friedrich von der Trenck im Spiegel der Familienkorrespondenz

(Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 40), St. Pölten: Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 2019, 536 S.

Was für ein Leben: Dreizehnjährig in die preußische Armee eingetreten, mit 17 Jahren Ordonnanzoffizier Friedrichs II., mit 18 inhaftiert, angeblich wegen einer Affäre mit Amalie von Preußen, mit 19 Flucht aus der Festung Glatz, mit 26 eine leichtfertige Reise nach Danzig und erneute Verhaftung auf Befehl des aufgeklärten Königs, der ihn ohne Gerichtsurteil für zehn Jahre zur Isolationshaft in der Festung Magdeburg bestimmt, an Kopf und Gliedern dauerhaft schmerzhaft angekettet, bis Maria Theresia erfolgreich für ihn interveniert. Das Trauma der zehnjährigen Einzelhaft bestimmte fortan ein ruheloses Leben, das 1794 ausgerechnet durch eine französische Guillotine sein Ende finden sollte.

Die vorliegende vorzügliche, mit unglaublichem textkritischen Aufwand und detaillierten Erläuterungen begleitete Edition der Familienkorrespondenz und einiger lebensgeschichtlicher Dokumente ist zusätzlich wertvoll durch die bisher detaillierteste, an den Quellen orientierte und den Forschungsstand kritisch diskutierende Biographie, die es versteht, die in der Auseinandersetzung mit Leben und Werk von der Trencks üblichen Extreme moralischer Verdammung und Glorifizierung zu vermeiden. Sehr findig und einfühlsam wird das Mitleid verdienende Leben eines notorischen Querulanten beschrieben, der durch eine Haft, die nur als Folter beschrieben werden kann, in seiner Persönlichkeit durch eine Haft schwer deformiert ist (S. 219, 222–226). Gerichtsverfahren auf Gerichtsverfahren lassen Rechtsstreitigkeiten in zahlreichen hier dokumentierten Zivilprozessen zum Grundton im Leben der ganzen Familie Trenck werden;

hinzu kommen beständige Auseinandersetzungen um bedenkenlos gemachte Schulden. Das Rätsel seiner Festungshaft kann auch in dieser Biographie so wenig gelöst werden wie der Inhalt des 1763 gegenüber dem preußischen König abgegebenen Schweigegelübdes. Nicht uninteressant sind die Diskrepanzen zwischen der mit Pathos und sozialreformerischen Gestus geübten Kritik Trencks an Despotismus und Tyrannei auf der einen und seinem eigenen rabiaten Auftreten als Grundeigentümer in Niederösterreich gegenüber seinen robotpflichtigen Bauern auf der anderen Seite. (S. 98f.) Die wenigen Briefe aus von der Trencks Feder lassen dem Leser ebenso wie die seiner Kinder eine schwer traumatisierte, wenig Sympathie erweckende Persönlichkeit erkennen.

Durch seine aufsehenerregende Autobiographie, als Verfasser verschiedener Flugschriften, 1772 durch seinen »Menschenfreund« und 1792 als Herausgeber einer in Altona erscheinenden weiteren Zeitschrift ist Trenck auch pressegeschichtlich von Interesse, mehrere Rechtsstreitigkeiten mit Zeitungsherausgebern und Verlegern bieten wertvolle Quellen nicht zuletzt auch zur Geschichte der Zensur. Das als Geldquelle entdeckte Schreiben wird – verbunden mit immerwährender Hoffnung auf Reichtum – zum wichtigen Lebensinhalt; hier ist durchaus auch bis heute Lesenswertes entstanden, wenn er nach seinen Erfahrungen mit den Großen etwa formuliert: »Ich will es dir ganz klar durch die Vernunft erweisen, / Daß man an Dieben straft, was wir an Helden preisen.« HOLGER BÖNING, BREMEN

Jörg Riecke / Tina Theobald (Hg.)

Deutschsprachige Zeitungen im östlichen Europa. Ein Katalog

Red. Dominika Bopp. (Presse und Geschichte, Bd. 132), Bremen: edition lumière, 2019, 715 S.

Dieser Katalog ist das Ergebnis einer gut zwanzigjährigen Forschungsarbeit des im letzten Jahr verstorbenen Heidelberger Germanisten Jörg Riecke und seiner Mitarbeiterinnen Tina Theobald und Dominika Bopp. Verzeichnet sind 2.900 deutschsprachige Zeitungen, die in 21 osteuropäischen Ländern von Estland und Lettland im Norden bis Bulgarien und der Türkei im Süden hauptsächlich im 19. und 20. Jahrhundert erschie-

nen sind. Die Wurzeln von etlichen dieser Blätter reichen indessen bis weit in das 18. Jahrhundert zurück. Einige Zeitungen wie der »Pester Lloyd« (1853/54–1945) und das »Prager Tageblatt« (1876–1939) waren international angesehen. Gegliedert ist das Verzeichnis nach Ländern in der heutigen staatlichen Ordnung. Jedes Länderkapitel wird eingeleitet durch eine kurzgefasste Darstellung der Siedlungs- und Sprachgeschichte sowie der Mediengeschichte, ferner durch ein Verzeichnis der Erscheinungsorte der Zeitungen sowie ein Verzeichnis namhafter Schriftsteller, Wissenschaftler und Journalisten (jeweils mit kurzen Angaben zur Biographie, zu ihren wichtigen Werken sowie zu den Blättern, für die sie Beiträge schrieben bzw. arbeiteten). Eine durchweg umfangreiche Auswahlbibliographie relevanter presseschichtlicher Literatur beschließt die Einleitung dieser Länderkapitel. Die sehr differenzierte Aufnahme der einzelnen Zeitungen, jeweils mit der Abbildung eines Titelblatts, kann man unter drei Kategorien zusammenfassen. 1. Beschreibung: Sie umfasst: Titel, Erscheinungszeitraum, Erscheinungsort, weitere Titel, Beilagen, Herausgeber, Redakteure, Erscheinungsweise, Auflage, Format sowie eine Charakterisierung (Stellung der Zeitung in der Presselandschaft des Landes, die Organisation des Blattes sowie seine Zielsetzung und inhaltlichen Schwerpunkte). 2. Zugangsmöglichkeiten: Aufgeführt sind die Bibliotheken, in denen die Zeitung überliefert ist, sowie Angaben über ihre Digitalisierung. 3. Forschungsstand mit einer Auswahlbibliographie zur Geschichte der Zeitung und einem Kommentar zu den Forschungsergebnissen über diese Blätter sowie in zahlreichen Fällen mit präzisen Hinweisen für wünschenswerte weitere Untersuchungen. Erschlossen ist der voluminöse Katalog durch drei Register (Zeitungen, Personen, Orte). Am Anfang des Bandes befinden sich ein Siglenverzeichnis der Bibliotheken, ein Verzeichnis von rund 30 Pressedatenbanken in Europa mit Internetadressen sowie eine Bibliographie wichtiger Nachschlagewerke. In ihrem Vorwort erläutern die Herausgeber die Anlage des Katalogs und nennen die Kriterien für die Auswahl der von ihnen in diesen Band aufgenommenen Zeitungen.

Dieser außerordentlich akribisch recherchierte, mit großer Sorgfalt redigierte und edierte

Katalog öffnet erstmals einen systematischen und ungemein differenzierten Blick auf das riesige und vielfältige Gebiet der deutschsprachigen Presse in Osteuropa, das der Kommunikationsgeschichte hierzulande bislang nahezu unbekannt gewesen sein dürfte. Doch dieser Katalog ist weitaus mehr. Es ist eine Geschichte der im Osten von Deutschland erschienenen deutschsprachigen Presse im 19. und 20. Jahrhundert in Einzelportraits ihrer Zeitungen, in der ein bemerkenswerter Anteil an deutschsprachigen jüdischen Blättern hervortritt. Durch die ungeheure Fülle an detaillierten Daten über namhafte Schriftsteller, Wissenschaftler und Journalisten, die an diesen Periodika durch ihre Beiträge mitwirkten, stellt dieses Verzeichnis zugleich einen bedeutenden Teil der deutschsprachigen Literatur-, Kultur- und Journalismus-Geschichte dar und die zahllosen Querverweise signalisieren erstaunliche Verbindungslinien in diesem Gebieten. Durch die Charakterisierung der Zeitungen und den Stand ihrer Erforschung zeigt der Katalog darüber hinaus, auf welchen unterschiedlichen Ebenen zum Teil enge Beziehungen zur deutschen Literatur-, Kultur- und Pressegeschichte bestanden. Andererseits liefern diese Angaben auch Informationen über pressepolitische Verbindungen zum Deutschen Reich: Einige der Blätter vornehmlich im Baltikum und in den polnischen Abtretungsgebieten wurden während der Weimarer Republik vom Deutschen Reich über das im Regierungsauftrag tätige geheime Büro von Max Winckler subventioniert; in einigen Fällen wie der »Rigaschen Rundschau« gingen Zeitungen auch vollständig in den Reichsbesitz über. Während der nationalsozialistischen Diktatur setzte das Ausland-Presse-Büro, eine Tarneinrichtung des Reichspropagandaministeriums, diese Tätigkeit nun auch im südosteuropäischen Raum fort, allerdings mit dem Ziel der inhaltlichen, personellen und wirtschaftlichen Kontrolle und Lenkung.

Man kann der ganz ausgezeichneten Forschungsleistung, den dieser Katalog darstellt, nur die Früchte wünschen, um derentwillen Jörg Riecke und seine Mitarbeiterinnen wohl nicht zuletzt die langjährige, aufwändige und zweifellos recht mühselige, aber wichtige, ertrag- und erfolgreiche Arbeit auf sich genommen haben: Die literatur- und kulturwissenschaftliche ebenso wie die kommunikations-

historische Erforschung des großen Gebiets der deutschsprachigen Presse im Ausland, auch beispielweise durch vergleichende historische Untersuchungen der Struktur dieser Presse und ihrer soziokulturellen Faktoren in verschiedenen Ländern. Den Interessierten an solchen Forschungsfragen, für die sich Masterarbeiten ebenso anbieten wie Dissertationen, gibt der Katalog zahlreiche konkrete Anregungen und durch seine Bibliographien und Bestandsnachweise die denkbar günstigsten wissenschaftlichen Hilfestellungen. Sie werden den eher Computer- als Bücheraffinen Forscherinnen und Forschern dadurch leicht zugänglich, dass der Katalog in absehbarer Zeit auch online gestellt werden wird.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Mark-Georg Dehrmann

Die Hamburger Druckerei von Johann Joachim Christoph Bode (1767–78) und Gotthold Ephraim Lessing (1767–69). Mit einem Verzeichnis der Drucke

(Wolfenbütteler Lessings-Studien, Bd. 1), Hannover: Wehrhahn, 2020, 419 S.

Das von dem Autodidakten und bedeutenden Übersetzer Johann Joachim Christoph Bode 1766 in der Pressehauptstadt begonnene, bald mit Gotthold Ephraim Lessing als Teilhaber geführte Verlagsunternehmen ist nicht nur eine buch- und verlagsgeschichtliche Besonderheit, sondern auch literatur- und pressehistorisch von größter Bedeutung, sind mit ihm doch wichtige Periodika wie die »Hamburgische Dramaturgie« und der »Wandsbecker Bote« verbunden, ebenso literarische Werke von Lessing, Herder, Claudius, Klinger, Klopstock, Gerstenberg oder Bodes Übersetzungen von Sternes »Empfindsamer Reise« und »Tristram Schandi«, nicht zuletzt auch verschiedene wichtige aufklärerische und volksaufklärerische Schriften von Tissot, Bahrdt und Basedow. Die Gründung des Verlags und der Druckerei war einer von mehreren, fast immer gescheiterten Versuchen, unter Umgehung der vorherrschenden Verlagsstrukturen die ökonomischen Bedingungen für Autoren so zu verbessern, dass sie von ihrem Schreiben leben können sollten. Gleichwohl blieb es auch Bode nicht erspart, von Herder einen »Vetter von Nicolai« genannt zu werden.

Der Gedanke an den Selbstverlag war nicht ganz so neu, wie es bei Dehrmann erscheint,

er lag, wie Georg Philipp Telemann beispielhaft zeigt, auch schon vor der Jahrhundertmitte, nämlich bereits in den 1720er Jahren in der Luft (S. 15). Dehrmanns Darstellung der Aktivitäten des Bode-Lessingschen Unternehmens ist insgesamt quellenorientiert und so instruktiv unterrichtend wie gut zu lesen. Manchmal allenfalls hätte man sich – wie beim »Wandsbecker Bothen« – eine stärkere Einbeziehung und Diskussion von existierenden Vorarbeiten gewünscht. Dass dieses Blatt zwar ein gutes Periodikum, aber eine schlechte Zeitung war, die es mit der Konkurrenz in Hamburg und Altona nicht aufnehmen konnte und deshalb desaströs scheiterte, wird überhaupt nicht deutlich, dafür aber, dass das Blatt durch Anzeigen und fast immer wohlwollende Rezensionen ziemlich umfassend die Aufgabe wahrnahm, für Bodes Verlagsprodukte zu werben. Es ist ein stark germanistisch geprägter Blick, mit dem Dehrmann das Bild dieser Zeitung entwirft, und hier ist das Blatt mit seiner Nähe zum literarischen »Sturm und Drang« ja tatsächlich von zentraler Bedeutung. Zu anderen Periodika wie dem »Theatralischen Wochenblatt« von 1775 oder dem »Hamburgischen Theater« von 1776 bis 1781 wäre gerade unter literatur- und theaterhistorischen Gesichtspunkten deutlich mehr zu sagen gewesen, wobei letzteres Periodikum auch dadurch interessant ist, weil sich hier der angeblich auf den Vorteil der Autoren bedachte Verleger gegenüber den Beiträgern auf die »Gemeinnützigkeit für andre deutsche Bühnen« beruft. Sehr bedauerlich ist, dass in dem wirklich schön gestalteten Buch viele Abbildungen so schwach gedruckt sind, dass nichts oder wenig erkennbar ist.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Günter Jung / Michael Rüppel (Hg.)

»Verehrungswürdiger, braver Vertheidiger der Menschenrechte!« Der Briefwechsel zwischen Adolph Freiherrn Knigge und Sophie und Johann Albert Heinrich Reimarus 1791–1796

Göttingen: Wallstein, 2019, 294 S.

Die Edition – es handelt sich um den letzten von in den vergangenen Jahren fünf vorgelegten Bänden mit den Briefwechseln Knigges – präsentiert den Austausch mit zwei Persönlichkeiten, die im ausgehenden 18. Jahrhundert eine zentrale Rolle im literari-

schen und kulturellen Leben Hamburgs spielten. Die Briefe haben ihren Reiz besonders durch die geistreiche Sophie Reimarus, sie geben anschaulich und intim Aufschluss über die geistige Situation und das Diskussionsklima in den Jahren nach der Französischen Revolution, sie lassen die Bedingungen nachvollziehen, unter denen die publizistische Tätigkeit von zunehmend ernüchterten Sympathisanten der Revolution im Nachbarland stattfand. In einem der Briefe klagt Knigge, man müsse »in den jetzigen Zeiten, sobald man öffentlich seinen Namen hergibt, jedes Wort abwägen«. Es war in diesen Jahren längst nicht mehr so, dass ein Schriftsteller »ungezwungen seine Meinung über alles sagen« konnte, »was die Menschheit interessiert«, wie Knigge dies ausdrücklich forderte. Der anregende, kenntnisreich eingeleitete und kommentierte Briefwechsel bietet 67 Briefe, unter denen sich auch einige von Sophie Reimarus an ihren Bruder August Hennings und Knigges an Friedrich Ludwig Schröder befinden. Er erlaubt einen tiefen Einblick in das zeitgenössische Pressewesen, das unter zunehmender Einschränkung der Pressefreiheit litt und in dem die Verfechter einer kritischen Öffentlichkeit mehr und mehr in die Defensive gerieten. Auch die Hamburger Zeitungen hatten darauf zu achten, dass sie nicht Opfer preußischer Verbote wurden. »Aufklärung! Deine Freundin ist dahin«, heißt es in einem Gedicht über die Pressefreiheit, »Die deines Wachstums pflegte. Weine!« (S. 192). Unter den zahllosen Informationen auch die, dass selbst am Ende des aufgeklärten Säkulums im öffentlichen Konzert der gedruckten Periodika geschriebene Zeitungen noch wahrgenommen wurden (S. 84, 226).

HOLGER BÖNING, BREMEN

Liina Lukas / Michael Schwidtal / Jaan Undusk (Hg.)

Politische Dimensionen der deutschbaltischen literarischen Kultur

Hg. im Auftrag der Baltischen Historischen Kommission und des Under- und Tuglas-Literaturzentrums der Estnischen Akademie der Wissenschaften. (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 22), Münster: Lit-Verlag, 2018, 438 S.

Die literarische und publizistische Kultur in den russischen Ostseeprovinzen auf dem Ge-

biet der heutigen Republiken Estland und Lettland artikuliert sich im 17. und 18. Jahrhundert vorwiegend in deutscher, mit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zunehmend auch in lettischer und estnischer Sprache. Der vorliegende Sammelband befasst sich besonders mit den offensichtlichen politischen Dimensionen, die für die Geschichtsschreibung und Publizistik wie für die Literatur und Dichtung, selbst auch für die Gebrauchsliteratur von größter Bedeutung war. Dabei ist es interessant, dass dabei die politische, ökonomische und rechtliche Stellung der leibeigenen bauerlichen Bevölkerung von großer Bedeutung war, sei es, dass in der frühen Erzählliteratur der gehorsame Bauer und der väterliche Herr ihre Rolle spielen, sei es, dass mit der Aufklärung unüberhörbar Stimmen gegen die deutsche Kolonisierung der baltischen Provinzen und die Leibeigenschaft laut wurden, sei es, dass im Zusammenhang damit eine eigene lettische und estnische Nationalliteratur entstand, in der Übersetzungen von deutschen und schweizerischen volksaufklärerischen Schriften in die estnische und lettische Sprache wichtig waren. Die Debatten um die Leibeigenschaft spielten nicht nur in der Publizistik eine wichtige Rolle, sondern sie beherrschten, wie in einem interessanten Beitrag über deutschbaltische Frauen und ihre Haltung zu diesem zentralen gesellschaftlichen Konflikt gezeigt wird, selbst nicht-öffentliche Bereiche wie den privaten Briefwechsel und Diskussionen bei privaten Zusammenkünften. Beispielhaft steht dafür die Kurländerin Elisa von der Recke, die durch private Zusammenkünfte und Briefe in einem engen Verhältnis zu Garlieb Merkel stand, wie der von Dirk Sangmeister 2019 herausgegebene Briefwechsel Merckels eindrucksvoll zeigt. Aufschlussreich ist, wie am Beispiel von drei Frauen gezeigt werden kann, wie auch bei jenen Rezipienten der publizistischen und literarischen Auseinandersetzungen, die mit ihrer eigenen Stimme nur sehr begrenzt das Wort ergreifen konnten, Meinungsbildung und Politisierung zu beobachten sind. Schade, dass bei diesem wichtigen Sammelband auf ein Register verzichtet wurde. HOLGER BÖNING, BREMEN

Valérie Leyh / Adelheid Müller / Vera Viehöver (Hg.)

Elisa von der Recke. Aufklärerische Kontexte und lebensweltliche Perspektiven

(Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft 90), Heidelberg: Winter, 2018, 391 S.

Der Sammelband dokumentiert in Teilen eine Lütticher Tagung von 2015 und widmet sich mit Elisa von der Recke (1754–1833) einer der interessantesten Akteurinnen an den Debatten der aufgeklärten Öffentlichkeit des ausgehenden 18. und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Hier geht es nicht nur um weibliche Selbstentwürfe und Geschlechterbeziehungen, um das Religionsverständnis dieser interessanten Frau mit dem merkwürdigen Verhältnis von Esoterik und Aufklärung, um ihre Beziehungen zu so bedeutenden Persönlichkeiten wie Giacomo Casanova, Johann Gottlieb Naumann, Johann Gottfried Seume, Moses Mendelssohn und David Friedländer, sondern nicht zuletzt auch um ihre gelehrte Praxis und die Entstehung der frühen belletristischen Prosa von baltischen Frauen. Schade, dass in diesem verdienstvollen Band ein Beitrag zur sozialreformerischen Tätigkeit Elisa von der Reckes auf ihrem ihr von Katharina II. geschenkten Gut Pfalzgrafen fehlt, zu dem immerhin 508 Leibeigene gehörten. Erhellend wird diese überaus interessante Seite der Persönlichkeit von der Reckes' jetzt durch ihren von Dirk Sangmeister edierten Briefwechsel mit Garlieb Merkel, durch dessen publizistisches Engagement sie zu ihrer Absicht angeregt wurde, ihre leibeigenen Bauern als Vorstufe zu ihrer tatsächlichen Freilassung zunächst zur Freiheit zu erziehen. Dass Merkel solch philanthropisches Tun sehr skeptisch beurteilte und von ihr verlangte, vor jeder Bildungsanstrengung eine feste und terminlich konkretisierte Zusage zum Akt der Freilassung zu geben, forderte von der Recke zu einer detaillierten Begründung ihrer Motivation und ihrer Überzeugungen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Mark Curran

Selling Enlightenment

(The French Book Trade in Enlightenment Europe, Bd. 1), London: Bloomsbury Academic, 2018, 231 S.

Die zentrale Bedeutung der Société typographique de Neuchâtel (STN) für den klandestinen französischsprachigen Buchmarkt der Aufklärung wurde in Anschluss an Robert Darntons »The Forbidden Best-Sellers of Pre-Revolutionary France« (1995) oft

wiederholt. Während sich diese Arbeiten hauptsächlich auf die Korrespondenz der STN stützen, schöpft Mark Currans Studie zur Geschäftspraxis der Société aus den Rechnungsbüchern, die bislang aufgrund ihrer schwierigen Erschließbarkeit ignoriert wurden: Grundlage der Studie und des mit Simon Burrows (Western Sydney) erarbeiteten Forschungsprojekts bildet die 2012 online gestellte Datenbank FBTEE (<http://fbtee.uws.edu.au/stn/interface/>), die alle aus- und eingehenden Buchtransfers der Firma verzeichnet. Curran möchte eine Neubewertung leisten, die die bisher betonte Reichweite der Distributionsnetzwerke dieses klandestinen Buchhandels in Frage stellt. Er arbeitet sich besonders an Darnton's These eines »floating stock« ab (S. 7), der Vorstellung eines (west)europäisch weitgehend deckungsgleichen pools an klandestiner Literatur, aus dem extraterritoriale Händler des französischen literarischen Marktes wie die STN schöpfen konnten. Darnton zufolge können die STN-Bestellungen damit als repräsentativ für die Gesamtnachfrage dieses Marktes gelten. Curran argumentiert auf seiner Quellenbasis dagegen mit der begrenzten Reichweite der STN-Produktion, die nicht mehr als ein kleiner, Schweizer Teil der französischen Buchproduktion gewesen sei. Vielmehr tritt in inhaltlicher Hinsicht der spezifische Charakter der Neuchâtel und Schweizer Buchproduktion hervor, die sich vom Buchangebot in Amsterdam, Genf oder Paris signifikant unterscheiden habe (S. 96). Die wichtigsten Geschäftskontakte der STN bestanden Curran zufolge zu anderen Schweizer Firmen in Neuchâtel selbst, Lausanne, Genf und Bern. Auf Grundlage der Datenbasis können freilich keine weiteren, von diesen Firmen ausgehenden internationalen Distributionsverläufe rekonstruiert werden, was seine Argumentation schwächt.

Wichtige Aufschlüsse bietet die Studie zur Produktionsstärke der Société typographique de Neuchâtel: Gegründet 1769, bestand die Verlagsbuchhandlung im preußischen Hoheitsgebiet bis 1794. Für den Gesamtzeitraum lassen sich 70.584 Transaktionen nachweisen, mit fast 450.000 Kopien von 3.987 Titeln (S. 1) – was aber ins Verhältnis zu einem aktiven Handelszeitraum von 15 Jahren zu setzen ist, da das Unternehmen 1784 durch die französische

Blockade der Schweizer Grenze für Buchimporte stark geschwächt war und nach 1788 so gut wie keinen aktiven Handel mehr betrieb.

Durchschnittlich hatte die STN innerhalb von zwei Jahren 72% der Auflagen eines Werks veräußert, nach fünf Jahren 90% (S. 139). Dieser Befund stützt eine weitere These Currans, nämlich dass der Absatz der Verlagsbuchhandlung extrem durch Neuheiten bestimmt war. Somit unterschieden sich Angebot und Nachfrage der 1770er radikal von den 1780er Jahren: Die STN verkaufte beispielsweise in den frühen 1770er Jahren über 2.000 Exemplare von Voltaires neunbändigen »Questions sur l'Encyclopédie«, 1781 aber kein einziges Restexemplar mehr (S. 140). Im selben Jahr wurden hingegen allein 13.851 Neckerana rund um den Enthüllungsskandal der königlichen Finanzen vertrieben (S. 144).

Currans Studie verdeutlicht, wie wichtig die Einbeziehung von quantifizierbaren wirtschaftlichen Quellen für die frühneuzeitliche Buchhandelsgeschichte ist (vor allem in den seltenen Fällen ihrer Überlieferung). Selbst wenn die Argumentation gegen Darnton auf ein breiteres Fundament (Einbeziehung der Geschäftskorrespondenz, vergleichende regionale Studien) gestellt werden müsste, liefert sie wichtige Impulse für die Forschung zum klandestinen Buchhandel im vorrevolutionären Europa. Bedauerlich ist, dass der Verlag die aus der Datenbank generierten Graphiken klein und wenig ansprechend im Textverlauf platziert hat (bspw. S. 6). Insgesamt hat Mark Curran eine überzeugende Neubewertung der STN vorgelegt, die in inhaltlichen Bezug zum zweiten Projektband, Simon Burrows' »Enlightenment Bestsellers« (2018), zu setzen wäre.

MONA GARLOFF, STUTTGART/WIEN

Claus Legal / Gert Legal

Friedrich II. von Preußen und Quintus Icilius. Der König und sein Obrist. Historische Zeugnisse von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit[,] Deutung und Bedeutung

München: Utz, 2020, 324 S.

Karl Theophil Guichard, preußischer Offizier u.a. in der Feldkanzlei des Königs, Philologe, Orientalist und Militärschriftsteller, den Friedrich II. aus einer der für ihn typischen, mit Menschenschicksalen spielenden Laune heraus adelte und auf der Grundlage

einer Namensverwechslung, auf die ihn Guichard zu seinem Nachteil aufmerksam gemacht hatte, nach dem römischen Militär Quintus Caecilius als »von Quintus *Teilus*« beglückte, hat sich bei den Historikern seinen Ruf durch die Plünderung von Schloss Hubertusburg erworben, die auf einen Befehl des aufgeklärten Königs erfolgte, ein Befehl, den Johann Friedrich Adolf von der Marwitz unter Rettung der preußischen Ehre zuvor verweigert hatte, wobei man hinzufügen muss, dass auch hier nicht recht klar ist, was von solcher Erzählung der Legendenbildung zu verdanken ist und was der Wirklichkeit nahekommt. Nun haben die beiden besten Kenner der Vorgänge um Schloss Hubertusburg sich dieser Persönlichkeit angenommen und bieten in einer lesenswerten Studie, die auch Zeitungen und zahlreiche andere Periodika mit einbezieht, zumindest die teilweise Ehrenrettung eines Gelehrten, der Anerkennung bei den Berliner Aufklärern und Dichtern wie Gellert, Gleim oder Lessing genoss und etwa auch mit Moses Mendelssohn und Raphael Levi umging. HOLGER BÖNING, BREMEN

Peter Albrecht

Braunschweig und der Kaffee. Die Geschichte des Röstkaffeemarktes von den Anfängen bis in unsere Tage

Göttingen: Wallstein, 2019, 502 S.

Ein großartiges, schön illustriertes Buch, dass uns am Braunschweiger Beispiel eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Kaffees bzw. des Röstkaffees als eines Genussmittels bietet und nicht nur zeigt, wie der Kaffee spätestens im 17. Jahrhundert zum Bestandteil unseres Alltags geworden ist, sondern auch, wie er als Handelsgut nach Deutschland kam, wie er geröstet und veredelt wurde sowie endlich, wie er auf den unterschiedlichsten Wegen zum Endverbraucher gelangte. Bemerkenswert an dieser Arbeit ist methodisch, dass die wesentliche Quelle für alle die Akteure, die mit Import, Handel und Veredlung des Kaffees zu tun hatten, Zeitungsanzeigen darstellen. Mit der Presse und deren Quellenwert bestens vertraut ist der Autor durch seine gemeinsam mit Britta Berg 2003 vorgelegte Biobibliographie der Presse Braunschweigs und weiterer Städte. Welch breite Quellengrundlage hier genutzt wurde, verrät das Register der Zeitungen und Zeitschriften, hinzu kommen noch Adress-

bücher und Werbemittel der unterschiedlichsten Art. HOLGER BÖNING, BREMEN

Jürgen Overhoff

Johann Bernhard Basedow (1724–1790). Aufklärer, Pädagoge, Menschenfreund. Eine Biografie

Göttingen: Wallstein, 2020, 200 S.

Johann Bernhard Basedow ist nicht allein für die Geschichte einer Pädagogik von größter Bedeutung, die das Lernen als Kinderspiel auffasst und vom kindlichen Fassungsvermögen ausgeht. Dass er von dieser Überzeugung ausgehend radikale Kritik an einem wenig leistungsfähigen Schulsystem in allen deutschsprachigen Gebieten übt, lässt ihn zu einem streitfreudigen Publizisten reifen, der auch für die Presse- und Kommunikationsgeschichte wichtig ist. Geprägt durch die Hamburger Aufklärung, vertraut mit den Erziehungsmaximen John Lockes, erkannte er, dass das dumpfe Einbläuen des Lernstoffs durch Stock und Rutte die kindlichen Fähigkeiten ebenso mehr behinderte als förderte wie ein Religionsunterricht, der das »Herstammeln unverständener Worte« zum Inhalt hatte. Dem setzte vernünftige Gespräche mit Kindern, das Spiel und die Anschauung entgegen, grundlegendes Ziel ist die Vermittlung der universalen Grundsätze einer Moral der Menschenliebe und Toleranz. Die Reform des Bildungswesens wird zu seiner Lebensaufgabe, der er zunächst als erfolgreicher Hauslehrer, dann als geförderter und bekämpfter Kopenhagener und Altonaer Professor, endlich aber mit seinem »Elementarbuch für die Jugend« überregionale Aufmerksamkeit erregt und kontroverse Debatten auslöst.

Jürgen Overhoff hat in einer gut lesbaren und anschaulichen Biographie das Leben eines Aufklärers geschrieben, der immer wieder für Anstoß sorgte, bis er beim reformfreudigen Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau die Möglichkeit erhielt, im Dezember 1744 in Dessau eine Schule der Menschenfreundschaft, ein Philanthropin, zu eröffnen, eine Modellschule, die Kindern aller Konfessionen offenstand und in der ein Unterricht erteilt wurde, der sie nach Kants Urteil zur »Stammutter aller guten Schulen« machte und schnell Nachahmungen hervorrief. In einer Zeit, da mehr von Digitalisierung als von spielerischem Verstehen und Lernen durch Anschauung die Rede ist, hat Basedow mit

seiner Überzeugung, dass Lesekompetenz und der Umgang mit dem Buch grundlegend für den Erwerb von Bildung und die Entwicklung von Persönlichkeiten sind, von seiner Bedeutung nichts verloren.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Sabine Pabst

Unbeobachtete Kommunikation. Das Konzept von Anonymität im Mediendiskurs seit der Aufklärung

Wiesbaden: Springer, 2018, 574 S.

Mit der überarbeiteten Fassung einer 2016 an der Universität Halle-Wittenberg verteidigten Dissertation legt Sabine Pabst die erste umfassende Monografie zu einem mittlerweile in der Forschung vielfach diskutierten Thema vor: Anonymes publizieren im Allgemeinen und hier mit einem Fokus auf das 18. Jahrhundert, in dem diese Praxis einerseits besonders gepflegt wurde, andererseits sich mit den grundlegenden Umstellungen im Bereich der Öffentlichkeit und im publizistischen Betrieb diese markanten Kommunikationsbeziehungen zwischen Autor(in), Verlegern und Publikum besonders deutlich nachzeichnen lässt.

Die Untersuchung beginnt mit einem umfangreichen Problemaufriss, der das Phänomen anonymer Autorschaft nicht allein im 18. Jahrhundert verortet, sondern an zeitgenössische Debatten – bis hin zu anonymem Publizieren im Internet – einbindet. Das ist über weite Strecken in der Beobachtung und Beschreibung sehr klug, zudem prinzipiell erhellend, aber für die eigentliche Fragestellung nicht unbedingt notwendig. Der Gegenwartsbezug muss diese Art von Grundlagenforschung – denn um nichts anderes handelt es sich – nicht zusätzlich legitimieren.

Zentral und sicherlich auch für die kommende Forschung von unbedingter Relevanz sind die folgenden Kapitel 2 bis 4. Ersteres nähert sich dem Verhältnis von Anonymität und Autorschaft auf unterschiedlichen Wegen (gattungstypologisch, fachgeschichtlich, diskursanalytisch u.a.) an und eröffnet so ein weites Feld, das im dritten Kapitel »Privatheit und Öffentlichkeit« um eine sozialhistorische Perspektive ergänzt wird. Kapitel 4 widmet sich Formen von Anonymität im sich ausdifferenzierenden Mediensystem des 18. Jahrhunderts. In den Kapiteln 5 und 6 wer-

den die Erkenntnisse am Material (Moralische Wochenschriften, Ch. M. Wielands »Der Teutsche Merkur«) enggeführt.

Pabsts Studie wird sicherlich die Beschäftigung mit anonymer und pseudonymer Autorschaft im 18. Jahrhundert und darüber hinaus weiter anregen. Auch wenn man nicht mit allen Argumenten einverstanden sein muss, so sind die dargelegten Einsichten in der Sache profund und immer diskussionswürdig. Das umfangreiche Literaturverzeichnis lässt sich überdies als eine Bibliographie anonymen und pseudonymen Publizierens lesen. Wer sich fernerhin mit unmarkierter Autorschaft beschäftigt, wird an Sabine Pabsts Buch nicht vorbeikommen.

MICHAEL MULTHAMMER, SIEGEN

Johann Karl Wezel

Bekenntnisse eines glücklichen Skeptikers. Ein Johann-Karl-Wezel-Lesebuch

Zsgest. und mit einer Einleitung hg. von Jutta Heinz. Heidelberg: Mattes, 2019, 197 S.

Dieses Lesebuch will einen fremden, weitgehend vergessenen Schriftsteller aus dem späten 18. Jahrhundert vorstellen und zugänglich machen. Neben der Erzählung eines materiell wenig gesicherten und unsteten Lebens voller physischer und psychischer Krisen wird dem Leser Appetit auf ein umfangreiches Werk gemacht, auf die Romane Wezels, seine Erzählungen und Satiren, die Schauspiele und Gedichte, die theoretischen Abhandlungen zur Kindererziehung, die Zeitschriftenartikel und Rezensionen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Daniel Bellingradt

Vernetzte Papiermärkte: Einblicke in den Amsterdamer Handel mit Papier im 18. Jahrhundert

Köln: Halem, 2020, 250 S.

Die Erforschung des Beschreibstoffs Papier und daraus resultierende Publikationen sowohl disziplinärer als auch breitenwirksamer Art hatten in den letzten Jahren Konjunktur. Dennoch identifiziert der Verfasser Papier bzw. den Papierhandel zu Recht als großes Desiderat der Kommunikationsgeschichte der Frühen Neuzeit (S. 16). Der vorliegende Band sucht daher die Verbindungen und Vernetzungen des frühneuzeitlichen Papierhandels zu analysieren. Es werden da-

bei Perspektiven und mögliche »Methodiken« der Forschung aufgezeigt, die die Papierforschung sowohl in der historischen Kommunikationsforschung als auch wirtschaftshistorisch verorten. Der Autor betont dabei in der Einleitung wie auch schon im Untertitel, dass es sich bewusst um Einblicke handelt, die »zukünftige[n] Forschungen und Vertiefungen anregen mögen« (S. 12).

Bei dem Band handelt es sich daher, der selbstgesteckten Vorgabe folgend, weniger um eine Detailstudie zum Amsterdamer Papierhandel des 18. Jh. als vielmehr um eine Programmschrift zur Erforschung des Papierhandels vor 1800, die immer wieder auf das Fallbeispiel Amsterdam rekurriert und Forschungsfragen aufwirft. Der Band changiert zwischen gut gewählten Einzelbeispielen aus Amsterdam und einer breiteren Perspektive, die die größeren Entwicklungen des Papierhandels von ca. 1400 bis 1800 in den Blick nehmen und so die Einblicke kontextualisieren. Nun bleibt abzuwarten, ob das vom Autor skizzierte Arbeitsprogramm und Methodentableau Anwendung finden wird und welcher der vielen theoretischen Ansätze, die insbesondere im sechsten Kapitel zum »Wirtschaftsstandort Amsterdam« aufgezeigt werden, für eine detailliertere Analyse tragfähig sind. Der Band bietet mit seinem umfangreichen Literaturverzeichnis (57 S.), einem Index sowie den insgesamt 30 farbigen Abbildungen, die den Text nicht nur illustrieren, sondern auch als Quellen fungieren, eine wichtige Grundlage für weitere Forschung.

PAUL SCHWEITZER-MARTIN, HEIDELBERG

Andreas Christoph (Hg.)

Kartieren um 1800

(Laboratorium Aufklärung, Bd. 19), Paderborn: Fink, 2019, 191 S.

Angetrieben von wissenschaftlichen, politischen, militärischen und kulturellen Entwicklungen erfuhren die Kartographie in Europa ab dem späten 18. Jahrhundert einen Dynamisierungsschub. Der vorliegende Band führt geschichts-, kunst- und literaturwissenschaftliche Beiträge zusammen, um Einsichten in die in jener Zeit mit dem Kartieren verbundenen Praktiken zu gewinnen. Zunächst rekonstruiert Joachim Neumann (etwas lehrbuchartig) am Werk des Physikers Johann Tobias Mayer das um 1800 zuhandene Wissen um kartogra-

phische Projektionsverfahren. In jener Zeit vollzog sich ausgehend von Frankreich, wie Gyula Pápay im Anschluss darstellt, ein Übergang hin zu einer einheitlicheren und metrisch homogenen Kartengestaltung. Begünstigt durch die Kriege, die auf die Französische Revolution folgten und einen militärischen Bedarf an aktuellen Landesaufnahmen erzeugten, beinhaltete dies die Weiterentwicklung geodätischer Messtechniken, die Herausbildung staatlicher Kartierungsinstitutionen und die Standardisierung von Darstellungsformen.

Ohne das Kartieren direkt zu thematisieren, zeigt Jan von Brevern, wie sich unter europäischen Wissenschaftlern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Auffassung verbreitete, dass das Sehen und mithin auch das Zeichnen gelehrt werden müsse. Denn nur ein geschultes Auge, so die Annahme, vermöge in partikularen Beobachtungen die Natur in ihren Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Wie in diesem Zusammenhang auch die Beschreibung und Kartierung von Gesteinen an Bedeutung gewann, zeichnet Kathrin Polenz anhand von Reiseführern und geognostischen Lehrbüchern zu mitteleuropäischen Gebirgen nach.

Am Fall der Familie von Hardenberg legt Kerrin Klinger dar, wie mitteldeutschen Adligen um 1800 durch Hauslehrer sowie Schule und Hochschule umfangreiche mathematische Kenntnisse im Zusammenhang der »Feldmesskunst« vermittelt wurden. Ein kommentierter Nachdruck eines didaktischen Konzepts des seinerzeit stark rezipierten Geographen Adam Christian Gaspari »Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie« schließt den Band ab.

Zusammen betrachtet lässt sich die Sammlung als Argument dafür lesen, das Kartieren um 1800 als Schlüsseloperation einer neuartigen Naturbetrachtung zu begreifen, die in vormalig isoliert voneinander diskutierten Phänomenen ein systematisch zusammenhängendes Ganzes zu erkennen suchte. In Ermangelung einer Einleitung bleibt indes unklar, welcher Denkraum der Zusammenstellung zugrunde liegen mag, etwa im Hinblick auf leitende Fragen, Begriffe oder Thesen.

FELIX SCHÜRMANN, GÖTTA

Lindsay DiCuir

Colonial Revivals. The Nineteenth-Century Lives of Early American Books

Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2019, 279 S.

To account for how texts reach us and the meanings they accumulate, we must »attend to the history of history-keeping« (p. 182). In her immersive study of nineteenth-century reprinting of early American historical documents, Lindsay DiCuirci argues our understanding of the colonial period is more a product of antiquarians and publishers' interventions than of direct connection to Cotton Mather, John Smith, or William Penn. Across diverse contexts – early religion in New England, antebellum reconstitutions of fragmented Virginia history, relations between Quaker settlers and indigenous Pennsylvanians, and Washington Irving's ambivalent biographical romanticization of Christopher Columbus – DiCuirci demonstrates how what we remember depends on what gets reprinted, which itself »depends upon the ideological commitments of bookmakers« (p. 25).

Materiality is insistently invoked, but the physical forms of historical reprints are discussed only generally. Instead, book-historical evidence is ranged in the service of ideology critique. »Colonial Revivals« is correspondingly strong on the political stakes of historiography, showing antiquarianism's ramifications for live social concerns. Before the American Civil War, for example, historian Charles Campbell used reprinted eyewitness accounts of Bacon's Rebellion to create a Virginian genealogy of resistance to Northern oppression, while simultaneously erasing slaves' participation in this conflict (p. 105). These narratives of convenience subsequently became a site for African-Americans to critique Eurocentric history writing and recover continuities of black citizenship before and after Abolition (p. 114/115). I did not miss bibliographical description in a conventional material texts mode when these political dynamics crackled to life.

Aside from the chapter on Irving and a brief but suggestive reading of Hawthorne's »The Custom-House«, »Colonial Revivals' archive is adjacent to canonical literary figures. But scholars of literature and materiality alike will learn much from the conclusion, »(Re)born Digital«, a potent example of how our increased apprehension of digital media affords new insights into analog textual

mediation. Echoing Katherine Bode and James Mussell in other nineteenth-century Anglophone contexts, DiCuirci calls for a thick history of textual remediation which disentangles material and ideological layers across periods and media, and also recovers »voices of the distant and the dead [...] that were silenced by the systematic politics or idiosyncratic interventions of early recovery work« (p. 193). Locally, DiCuirci clears the path to understanding the reception of early American history for readers beyond antiquarian circles. Broadly, she offers a glimpse of the counternarrative possibilities of marginalized voices which we digital antiquarians should bring to our own archival explorations. MATTHEW POLAND, WASHINGTON

Wolfgang Albrecht

Lessing in persönlichen Kontakten und im Spiegel zeitgenössischer Briefe. Eine neue Quellenedition

Kamenz: Lessing-Museum, 2018 [ersch. 2019], 300 S.

Beim vorliegenden Werk handelt es sich um einen Nachtragsband zu der verdienstvollen zweibändigen Publikation »Lessing. Gespräche, Begegnungen, Lebenszeugnisse. Ein kommentiertes Lese- und Studienwerk« von 2005; es folgt der dort bereits vorgenommenen Gliederung. Geboten werden zahlreiche Biographie wie Werk Lessings erhellende Lebenszeugnisse und sonstige Informationen wie Briefe, Gedichte und Kantaten auf den Tod des Dichters und Publizisten sowie Berichte über Gespräche und Begegnungen mit verschiedenen Persönlichkeiten. Register zu Personen und deren Werke, zu Anonyma und Periodika sowie zu Werken und Plänen Lessings erschließen den wertvollen Band.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Garlieb Merkel

Briefwechsel. Band I: Texte

Hg. von Dirk Sangmeister in Zsarb. mit Thomas Taterka und Jörg Drews (†). (Presse und Geschichte, Bd. 133), (Philanthropismus und populäre Aufklärung, Bd. 16), Bremen: edition lumière, 2019, 550 S., zahlreiche Abb.

Philologie ist ein mühsames Geschäft. Das gilt insbesondere für ihre älteste Sparte: die Editionswissenschaft. Versüßen kann es editorisches Tun, falls das zu Edierende ein un-

terhaltsames Textcorpus oder der zu Edierenden ein freundlich witziger Autor ist. Entsaugungsvoll aber läuft es ab, gilt die Arbeit einen minder sympathischen Schreibenden, wohl gar einem Griesgram. Mit striktestem Pflichtbewusstsein muss sich dann, um durchzuhalten, der Philologe seinem Tun widmen: dem Sammeln des bisher von jenem Herauszugebenden bereits früher Herausgegebenen, der Suche nach noch nicht Herausgegebenem, dem Studium von hundert Katalogen, der Korrespondenz mit vielen möglichen Stellen an entlegenen Orten (Privatleuten, Sammlungen, Bibliotheken, Museen), wo Tagebücher, Briefe oder andere autographische Zeugnisse vermutbar sind; er muss abtauchen in zahlreiche Archive weitem, eine oft schwer lesbare Handschrift entziffern, vergleichend überprüfen, ob bislang wirklich authentisch wiedergegeben ist, was schon herausgegeben wurde; er muss beschreiben, datieren, erläutern, kommentieren all die aufgefundenen Textzeugen; natürlich in einem Nachwort auch die Vita seines Textlieferanten erzählen, dessen einzelne Leistungen aufführen und würdigen. Bei einem, wie gesagt, in solchem Sinne eher ungen und mühselig gelesenen Text, Textcorpus oder Autor darf ein Herausgeber zeigen, was an wissenschaftlicher Charakterstärke und philologischer Hartnäckigkeit in ihm steckt. – Und nun rasch zur Sache, nämlich dem o.g. Werk: einer Briefausgabe Garlieb Merkels. Der Herausgeber Sangmeister bewährt sich in allem, was er zu tun hatte – vornehmlich den Archivrecherchen von Aarau über Philadelphia und St. Petersburg nach dem schweizerischen Zürich zurück –, er beweist jede der genannten Tugenden eines Editors.

Garlieb Merkel (1769–1850), ein deutscher, im Baltikum beheimateter Autor, ist im östlichen Ostseeraum hoch angesehen wegen einer Schrift, die im Jahr 1796 in Leipzig erschien und den Titel trug »Die Letten«. Ihr rechnet man ein bedeutendes Verdienst bei Aufhebung der Leibeigenschaft in den lettisch-estnischen, vornehmlich von adeligen deutschen Latifundienbesitzern beherrschten Provinzen zu. Auch Merkel selbst war stolz auf diese Leistung, gab, in einer hier zugänglich gemachten Äußerung, zu verstehen, dass ein Goethe wohl fähig gewesen sei, »einen Werther, eine Iphigenie, einen Tasso u.s.w.« zu schreiben, hingegen keine »Letten«. Über-

haupt mochte er Goethe nicht, die Klassiker waren ihm, dem engagierten Aufklärer und Kämpfer für Bauernfreiheit, dem Streiter gegen Macht, Machtmissbrauch, auch gegen Kunstkult und Bigotterie innerlich zuwider. Gegenüber Goethe, den er – wie später etwa Ludwig Börne (zu dessen Zeit lebte Merkel selbst immer noch) – als Fürstenknecht ebenso wie als Mädchenverführer ablehnte, fühlte er sich selber moralisch superior. Mehr noch als Klassisch-Abgehobenes waren ihm Frömmerei und Sentiment der Romantiker zuwider, auch ihre literarischen Produkte, etwa Friedrich Schlegels »Lucinde«, die ihm als »uner-schöpfliche Fundgrube von Unsinn« erschien. Mit seiner Romantiker-Abneigung mag er ja Recht haben, doch erscheint er uns im Zorn auf die Klassik eher etwas eng. Beide Gegner haben ihn natürlich spüren lassen, dass sie ihn, den Garlieb Merkel, auch nicht mochten. Sie polemisierten gegen ihn, wie sonst wohl nur noch gegen Kotzebue, mit dem sich Merkel zur Herausgabe einer Zeitschrift (des Namens »Der Freimüthige«) zeitweilig verbunden hat – Kotzebue indessen war als Literat und Stilist von stärkerem Kaliber; der begabteste Theatermacher seiner Zeit zeigte sich witzig, minder prosaisch und weniger grob als Merkel, der sich denn auch bald (allerdings auch wegen kaufmännischer Differenzen) mit ihm überwarf. In Weimar hielt vor allem Einer *zu* Merkel, das war Johann Gottfried Herder, vornehmlich in seinen späten Tagen, als er selbst auf Distanz zu Goethe gegangen war. Als »hochverehrter Gönner« und »Hohenpriester der Humanität« titulierte Merkel in seinen Schreiben an Herder den Weimarer Superintendenten und Verfasser der Humanitätsbriefe an, einen Mann, der schon in seiner frühen Volksliedersammlung Unterdrückten wie den lettischen Leibeigenen eine Stimme gegeben hatte. Die Korrespondenz mit Merkel hielt intensiver als Herder selbst dessen Frau Caroline in Gang, sie erzählte ihm brieflich von Herders Zeitschriftenprojekt »Adrastea«, vom Fortgang des »Cid«-Epos, für dessen Ergänzung sie Merkel um eventuelle Neufunde bittet. Allerdings tadelt sie den grimmigen Kritiker Merkel auch, verteidigt ihm gegenüber die Properz- und Lukrez-Übertragungen Knebels oder ermahnt ihn, Bücher vielleicht doch auch zu lesen, bevor er sie (und zwar ungünstig) rezensiere.

Interessante Briefpartner sind neben den Herders der Göschen-Redakteur und Sizilienwanderer Johann Gottfried Seume, der aus der Sturm und Drang Periode bekannte Johann Heinrich Jung-Stilling, der als Weimarer, später Dresdner Klatschbase kultur- wie literarhistorisch unentbehrliche Altphilologe Carl August Böttiger, der schweizerische (wenn auch in Magdeburg geborene) als Aufklärer, Zeitungsmacher, solider Erzähler, und fortschrittlicher Politiker hochzuschätzende Heinrich Zschokke – dessen volksaufklärerische Schrift »Das Goldmacherdorf« (zugleich Urmuster der Gattung »Dorfgeschichte«) Merkel ins Lettische übersetzen half. Auch andere Persönlichkeiten von Namen und Gewicht – vom Rokokopoeten Felix Christian Weiße über Moritz August von Thümmel, Friedrich Adelung, Traugott Krug (Kants Lehrstuhlnachfolger in Königsberg), die prominenten Dramatiker und Theaterdirektoren Friedrich Ludwig Schröder und August Wilhelm Iffland bis hin zu Gottfried Schadow, Johann Friedrich Cotta oder dem jungdeutschen Programmatiker Gustav Kühne – haben in dieser umfangreichen Briefsammlung markante Spuren hinterlassen.

Etwas verwunderlich ist, dass die Herausgeber gleichsam mit der Tür ins Haus fallen und ohne alle Umstände – ein knappes orientierendes Vorwort etwa, eine kurze Danksagung und sonst übliche Hinweis – sogleich mit einem ersten an Garve gerichteten Brief loslegen. Auf das an dieser gewohnten Stelle zunächst Vermisste muss man warten, bis (auf S. 487) – nach Symbolverzeichnis, Lese-regeln und einer ausgreifenden Zeittafel – dann »Nachbemerkungen« und »Nachwort« beginnen. Wenn der Leser hier den langen ersten Satz, aus dem besser vier Sätze gemacht worden wären, bewältigt hat, muss er über die Gelehrsamkeit staunen, mit der hier, vornehmlich in reichlich gesetzten langen Anmerkungen, mit Umsicht, mit eklatantem Fleiß und so kleinteilig wie umfassend über Merckels Leben und Charakter, seine Fehden, Taten, Verdienste belehrt wird.

Zahlreiche der Briefe (wenn nicht alle) bedürfen natürlich eingehender Erläuterung. Und solche verspricht der Herausgeber dieses dicken Bandes in einem folgenden, sicher gleich umfänglichen zu liefern. Man darf darauf nicht nur gespannt sein, sondern sich –

bei aller Reserve gegenüber diesem langlebigen und nicht gerade zum Freund wählbaren oder gar liebzuhabenden – Zeitzeugen Garlieb Merkel freuen.

HANS-WOLF JÄGER, BREMEN

Rolf Reichardt (Hg.)

Lexikon der Revolutions-Ikonographie in der europäischen Druckgraphik (1789–1889)

3 Bde. Münster: Rhema Verlag, 2017, 2204 S.

Mit dem Lexikon der Revolutions-Ikonographie (LRI) liegt ein bemerkenswertes, wortwörtlich schwergewichtiges Ergebnis des Sonderforschungsbereiches »Erinnerungskulturen« (Justus-Liebig-Universität Gießen) vor, das sich der Bildpublizistik des revolutionären Jahrhunderts nach der Französischen Revolution annimmt. Auf mehr als 2200 Seiten wird sich rund 12000 Druckgrafiken gewidmet, die hauptsächlich in deutschsprachigen Raum Europas, Frankreichs, Großbritanniens, der Niederlande, Belgiens und Italiens in fliegenden und periodischen Blättern erschienen waren. Dieses Bild-Corpus ist für die Forschung weiterhin nutzbar, nämlich im Internetportal »Prometheus« der Universität Köln. Es ist eine Stärke des LRI, die mittels Holzschnitt-, Kupferstich-, Radierung-, Lithographie- und Holzstich-Technik hergestellte Bildpublizistik zum einen gemeinsam aus akzidentiellen und periodischen Druckwerken zu berücksichtigen. So ermöglichen sich, wie das Vorwort des Herausgebers betont und besonders im rund 150 Seiten umfassenden Einleitungsteil zum »Medium Revolutionsgrafik« (von Rolf Reichardt und Wolfgang Cilleßen) angeführt wird, eine bisher umgangene systematische Betrachtung der Druckgrafiken jenes Zeitraums. Dass unterschiedliche Disziplinen bislang nur Teilkorpora dieser europäischen und untereinander vernetzten und aufeinander reagierenden und bezugnehmenden Druckgrafiken analysierten, kritisiert Rolf Reichardt zurecht pointiert, wenn er einleitend jene Bildpublizistik im interdisziplinären »Niemandsland« verortet (S. 7). Das komparatistisch angelegte LRI ermöglicht innovative, transregionale Blickwinkel auf breite Bevölkerungsschichten erreichende, »im Druck« gefertigte, visuelle Informations- und Deutungsangebote, die nicht nur Sprachgrenzen spielerisch überwinden sondern auch menta-

litätshistorisch beeinflussten und wirkten. Ein solches Mammutwerk, welches sich den typischen akademischen Bearbeitungszeiten eigentlich verweigert, lässt sich nicht in einer Kurzrezension auch nur annähernd würdigen. Auf den systematischen Einleitungsteil, der Anchlüsse zur bereits erfolgten Erforschung der frühneuzeitlichen Bildpublizistik einerseits und zum visuellen 19. Jahrhundert mit neuen Druckformaten und Auflagenzahlen herstellt, folgt ein Hauptteil, in dem vor allem Symbole und Symbolhandlungen sowie visuelle Strategien und Stilisierungen verschiedenster Art und Weise Betonung finden. Diese Sektion mit »Themen & Motiven« ist allein rund 1800 Seiten umfangreich und reicht von »Abgeordneter« über »Emigrant« bis »Zukunft«. Man darf allen Beteiligten gratulieren zu dieser enormen Leistung, die sicherlich die historische Bildwissenschaft beflügeln wird.

DANIEL BELLINGRADT, ERLANGEN

Holger Böning / Iwan-Michelangelo D'Aprile / Hanno Schmitt / Reinhart Siegert (Hg.)

Selbstlesen – Selbstdenken – Selbstschreiben: Prozesse der Selbstbildung von »Autodidakten« unter dem Einfluss von Aufklärung und Volksaufklärung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert

Mit 600 Kurzbiographien von Autodidakten im deutschen Sprachraum bis 1850 und Verzeichnissen von Bauernbibliotheken. (Philanthropismus und populäre Aufklärung, Bd. 10), Bremen: edition lumière, 2015, 552 S.

Der vorliegende Sammelband, der 25 Beiträge und einen umfangreichen Anhang enthält, betritt insofern Neuland, als er Vertreter sehr unterschiedlicher nicht nur geistes-, sondern auch naturwissenschaftlicher Fächer zusammenführt, um das Phänomen des Autodiktentums zwischen etwa 1700 und 1850 möglichst facettenreich darzustellen. In den ersten fünf – eine Art von Einführung bildenden – Beiträgen werden übergeordnete Aspekte des Themas in den Blick genommen: Während R. Siegert exemplarische Fälle des »Selbstlernens« im Bauern- und Handwerker-Milieu vorführt und dabei den klassischen Gegensatz »Bildung - Unbildung« relativiert, befassen sich H. Bosse und M. Nagel jeweils mit dem Selbstlernen innerhalb der gelehrten Welt: einerseits dem von der Not zur Tugend werdenden »informellen« lesenden Lernen in

den zeitgenössischen Bildungsinstitutionen, andererseits dem Sich-Einlassen von gelehrten Juden auf die fremde deutsche Bildungswelt. Auf die politisch-historische Dimension bürgerlicher Selbstbildungspostulate aus dem Umkreis der Französischen Revolution geht I.-M. D'Aprile ein. Begriffsgeschichtliche Bemerkungen zu »Autodidakt« finden sich bei I. Karl. – Acht Beiträge beschäftigen sich mit dem »gemeinen Mann«, vornehmlich Bauern, aber auch Tagelöhnern und Handwerkern, die nach eher rudimentärem Unterricht zur Lektüre fanden und – unterstützt oft durch Gönner – erstaunliche Kenntnisse und Fähigkeiten, z.T. sogar wissenschaftliche und gesellschaftliche Anerkennung erlangten. Unter Hervorhebung der vielfach unterschätzten Quellenbasis bietet H. Böning eine anhand von Einzelfällen operierende Überblicksdarstellung zur öffentlichen Wahrnehmung des »gelehrten« gemeinen Mannes. K.-J. Lorenzen-Schmidt, der die spezifischen Voraussetzungen und Möglichkeiten bäuerlichen Lesens und Schreibens im Raum Schleswig-Holstein analysiert, stellt ergänzend eine Typologie von autodidaktisch genutzten Textsorten zusammen. K.-D. Herbst widmet sich bäuerlichen Astronomen und Kalendermachern und fragt nach deren persönlichen Voraussetzungen und Motivationen. Die sich anschließenden Fallstudien zu dem Tiroler Leonhard Millinger (P. Andorfer) sowie den Schweizern Heinrich Bosshard (D. Schmid), Friedrich Schmid (F. Brändle), Ulrich Bräker (A. Bürgi) und Jakob Käser (G. Gerber-Visser) sind insofern besonders illustrativ, als sie von sehr unterschiedlichen Existenz- und Bildungsvoraussetzungen ausgehen. – Autodidakten nicht nur als Akteure, sondern auch als Gegenstände der Schönen Künste bilden ein weiteres Thema des Bandes: Um poetische Talente aus unteren Schichten, die als Autodidakten das Interesse eines gebildeten Lesepublikums erwarben, geht es sowohl in H.-W. Jägers Bemerkungen zu Goethes Verständnis der »Naturdichter« als auch bei H. Mürner, der sich dem Niederösterreicher Andreas Posch und dessen Bildungsweg vom mühsam alphabetisierten Landproletarier zum selbststilisierten »Naturdichter« widmet. Einen Autodidakten ganz anderer Art schildert E. Hirsch, der die durch Selbststudium, Reisen und gelehrte Gespräche beförderte

Entwicklung des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt Dessau vom eher dürftig gebildeten Fürstensohn zum sprachkundigen und in den Künsten und Wissenschaften beschlagenen Ideal-Herrscher skizziert. K. Petersen befasst sich mit dem ambivalenten, zwischen isolierender Lesewut und integrierendem Bildungserwerb schwankenden Autodidaktenbild, das Karl Philipp Moritz im Anton Reiser und im »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« entstehen ließ. Therese Huber, die Tochter des berühmten Göttinger Althilologen und Bibliothekars Christian Gottlob Heyne, gelangte – wie A. Bouba zeigt – durch Lesen, Zuhören, Argumentieren und schließlich Schreiben zu einer so hervorragenden individuellen Bildung, dass sie erfolgreiche Romanautorin und erste Redakteurin des »Morgenblatts für gebildete Stände« werden konnte, obwohl ihr als Frau eine institutionelle Ausbildung verwehrt war. – Um weibliche Selbstbildung, die für Angehörige der höheren Stände vergleichsweise unproblematisch war, geht es auch bei A. Pufelska, die den sehr unterschiedlich motivierten Bildungsweg und -erfolg dreier adliger Polinnen aufzeigt. Weitere Beobachtungen zum Autodidaktentum außerhalb des deutschsprachigen Raums betreffen Frankreich und Russland: H.-J. Lüsebrink stellt den anthropologischen Ansatz des vor allem während der Französischen Revolution tätigen Kulturpolitikers Henri Grégoire vor, für den die Annahme von der Bildungs-/Selbstbildungsfähigkeit eines jeden Menschen in unmittelbarem Zusammenhang mit einer allgemeinen Gleichstellung – jenseits von Hautfarbe, Rasse und Herkunft – stand. J. Herzberg orientiert über Entstehung und Hintergründe der bürgerlichen Autobiographik im ausgehenden Zarenreich und beschreibt die Entwicklung des berühmten Bauerndichters Spiridon Drožzin vom Autodidakten zum vielfach gedruckten Verfasser seiner Lebensbeschreibung. – Vier Beiträge widmen sich einzelnen aus jeweils unterschiedlichen Gesellschaftsschichten stammenden Vertretern autodidaktischer Bildungs- und Reformbemühungen: Behandelt werden neben dem bekannten adligen Schulreformer und Volksaufklärer Friedrich Eberhard von Rochow (H. Schmitt, F. Tosch) der Theologe und Verbesserer der Volksschullehrer-Ausbildung Georg Christoph Friedrich Gieseler (F. Stückemann) sowie die aus dem Handwerker-

Milieu kommenden sozialpolitischen Reformer Adam Henß und Heinrich Christoph Hensoldt (H.-W. Hahn). – Im Anhang bietet R. Siegert – unter Rückgriff auf die umfangreiche Datenbank des Projekts »Volksaufklärung« – tabellarische Basisinformationen zu nicht weniger als 600 Kurzbiographien von zeitgenössischen Autodidakten aus dem deutschsprachigen Raum. Ein Personenregister, das auch die Einträge des biographischen Anhangs aufnimmt, beschließt diesen facettenreichen, anregenden Sammelband, dessen Reiz nicht zuletzt in seinem undogmatischen Umgang mit dem vielschichtigen Gegenstand »Autodidaktentum« liegt. THOMAS HABEL, GÖTTINGEN

Jürgen Overhoff / Andreas Oberdorf (Hg.)
Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika

(Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa, Bd. 25), Göttingen: Wallstein, 2019, 536 S.

Längst gilt nicht mehr das Vorurteil, dass die Aufklärung ihren Wirkungsort vor allem oder sogar ausschließlich in protestantischen Geieten gehabt habe, ganz im Gegenteil haben jüngere Forschungen beispielsweise Reinhart Siegerts nachdrücklich belegt, dass es beachtliche Beispiele für die katholische Aufklärung und Volksaufklärung gibt. Der vorliegende Sammelband, der auf die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts 2017 in Münster zurückgeht, bietet zahlreiche neue Mosaiksteine, die vor allem das Bild der katholischen Aufklärung in Mitteleuropa und in Nordamerika bereichern. Besonders wertvoll erscheinen dem Rezensenten dabei Beiträge, die wie der von Mauro Di Cioccio auf der Grundlage neuer Forschungen über Elementarschulreformen in katholischen Gebieten der Schweiz im späten 18. Jahrhundert darüber berichten kann, wie Aufklärung sich praktisch-reformerisch äußert und zu greifbaren Veränderungen führt. In dem kommunikationshistorisch wichtigen Teil »Literatur und Öffentlichkeit« sei besonders auf den vorzüglichen Beitrag zu den oberdeutschen theologischen Fachzeitschriften als Indikatoren der katholischen Aufklärung hingewiesen. Der Sammelband wird mit seinen vielfältigen Facetten sicherlich zu einem der Standardwerke zum Thema werden.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Filipe Carreira da Silva / Mónica Brito Vieira
The Politics of the Book. A Study on the Materiality of Ideas

University Park: The Pennsylvania State University Press, 2019, 257 S.

Diese materiell verankerte Ideengeschichte der soziologischen Theorie untersucht das Rezeptionsschicksal von sechs kanonischen Autoren (Émile Durkheim, G. H. Mead, Karl Marx, Max Weber, W. E. B. Du Bois und Alexis de Tocqueville) innerhalb der nord-amerikanischen Soziologie des 20. Jahrhunderts. Es geht dabei um dreierlei: Erstens wird das Buchformat der kanonischen Werke dieser Autoren fokussiert; die editorialen Praktiken der Buchherstellung werden zweitens nachvollzogen; drittens gilt das Interesse dem gesamten Kollektiv der am editorialen Prozess beteiligten Personen: Neben den akademischen Autoren spielen Schüler, Nachlassverwalter, Verleger, Herausgeber, Übersetzer, Kommentatoren, Lektoren, Buchgestalter und Verlagsgutachter eine wichtige Rolle. Aus dieser dreifachen Perspektivierung ergibt sich für Carreira da Silva und Brito Vieira, dass sich soziologische Theoriearbeit immer nur mittels kollektiver Praxiszusammenhänge zu kanonischen Theoriebüchern materialisiert.

Die editoriale Arbeit dieser Akteure wird in der Studie als eine Form sekundärer Autorschaft konzeptualisiert. Überzeugend wird dargelegt, dass diese in den Wissenschaften häufig eng mit einer primären verknüpft ist. Theoretiker geben nicht selten die Schriften anderer Denker heraus, um sie als Gründungsfiguren ihrer eigenen Denkrichtungen und Theorieprogramme zu installieren: Disziplinäre Selbstfundierung durch Fremdedition. Mit der editorialen Arbeit gehen auch Neudeutungen der Klassiker einher, die sich in der materiellen Gestalt der Texte sedimentieren. So wird in der Studie dargestellt, wie in Talcott Parsons' englischer Übersetzung von Webers »Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus« Abschnitte gekürzt, Kursivierungen und distanzierende Anführungszeichen entfernt, die Absatzunterteilungen nicht erhalten sowie Fußnoten in Endnoten umgewandelt werden, – entfernt werden schließlich auch die meisten Verweise auf Nietzsche, um die »tragische« Dimension der Soziologie Webers nicht hervortreten zu lassen.

Die Studie entwirft eine an Editionsprozessen

orientierte Remediationsforschung des soziologischen Kanons. Sie führt eindrücklich vor Augen, dass selbst die kanonischsten Werke immer auf Wiederabdrucke, Wiederauflagen, Neuauflagen und Neuübersetzungen angewiesen bleiben. Ein Werk ist aus dieser Perspektive nicht deshalb klassisch, weil es außerhalb der Zeit stünde, sondern weil es unentwegt in editorialen Umarbeitungsprozessen neugeschöpft wird: Kein intellektuelles Revival ohne materiellen Reprint. Die Präsenz eines Klassikers setzt demnach nicht nur hermeneutische, sondern auch materielle und soziale Aktivitäten voraus, – die permanente Wiederschöpfung ist nämlich von Förderinstitutionen und Vermittlerfiguren abhängig, die den Text »am Leben« halten. Der beeindruckenden Studie gelingt nicht nur eine materiell fundierte und philologisch informierte Ideengeschichte der soziologischen Theorie, – sie belegt auch auf bestechende Weise die praxeologische Einsicht, dass selbst die ideellsten Elemente unserer Kultur immer wieder von Neuem materiell »herausgegeben« werden müssen.

CARLOS SPOERHASE, BIELEFELD

Jesko Reiling

Volkspoesie versus Kunstpoesie. Wirkungsgeschichte einer Denkfigur im literarischen 19. Jahrhundert

(Beihefte zum Euphorion, Bd. 107), Heidelberg: Winter, 2019, 386 S.

Wieviel die im 18. Jahrhundert entdeckte, im 19. Jahrhundert dann als wichtiger Teil der Volkskultur begriffene Volkspoesie mit der Poesie des »Volkes« zu tun hatte und wie viele der poetischen Hervorbringungen, die als Märchen, Volksbücher, Sagen oder Lieder der Öffentlichkeit vorgestellt wurden, tatsächlich aus dem »Volk« kamen, ist eine ganz eigene Frage, jedenfalls kann ihre prominente Stellung im Heineschen Sinn als Ende der aristokratischen Zeit der Literatur verstanden werden, zugleich Beginn einer Epoche, in der Literatur sich nicht mehr nur an eine kleine gebildete Elite richtete. In der vorliegenden Studie geht es zentral um die Bedeutung, welche die »Volkspoesie« im 19. Jahrhundert annehmen konnte, im Mittelpunkt steht die Prosaliteratur, Autorinnen und Autoren wie Josef Rank, Berthold Auerbach, Eugenie Marlitt, Theodor Storm, Wilhelm Raabe und Gottfried Keller sind hier wichtig, für die

Geschichte der poetologischen Überlegungen zum Thema und die unterschiedlichen Auffassungen von Volkspoesie werden besonders Johann Gottfried Herder und die Grimms herangezogen. Weniger zentral ist die als Vorgeschichte neben Herder sicherlich ebenfalls bedeutende, mit tausenden Druckschriften einhergehende Entdeckung des »Volks« im 18. Jahrhundert, die mit der Volksaufklärung einhergeht. Mit ihren empirischen Übersichten zur Buchtitelproduktion des 19. Jahrhunderts ist die Arbeit, die durch ein Personenregister erschlossen ist, auch für die Buchgeschichte wichtig. HOLGER BÖNING, BREMEN

Werner Ort

Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau. Ein pädagogisches Experiment
Baden: Hier und jetzt Verlag, 2018, 322 S.

Schloss Reichenau liegt am Zusammenfluss von Vorder- und Hinterrhein in Bünden, 1792 entsteht hier ein Philanthropin, zunächst allein geleitet von Johann Peter Nesemann, ab 1796 gemeinsam mit Heinrich Zschokke, dem großen Publizisten, der dem Institut sofort durch eine neugegründete Zeitschrift aufzuhelfen versucht. Von November 1793 bis Juni 1794 wirkte unter dem Namen »Monsieur Chabod« der spätere französische »Bürgerkönig« Louis-Philippe als Erzieher an dieser Schule. Der Autor, Verfasser der maßgeblichen Zschokke-Biographie erhellt nicht nur einen wichtigen Lebensabschnitt des späteren Politikers der Helvetik und der gesamten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch die Geschichte eines Schulinternats, dessen Ziel die Erziehung freier Menschen und Weltbürger war, die als Staatsmänner aufklärerische und republikanische Ideale praktisch realisieren sollten. Zur Vorbereitung diente eine Selbstverwaltung der Schüler nach republikanischem Vorbild, die sich in einem Schülertribunal und einem Sittengericht verwirklichte. Zum Gesetz wurde das Vorlesen der »Zürcher« und der »Churer Zeitung« im Kreis der Schüler erhoben, hinzu kamen von den Schülern geplante Diskussionen über aktuelle politische Probleme wie die herrschaftlichen und politischen Rechte des österreichischen Kaisers in den Drei Bünden, die Frage, ob volle oder eingeschränkte Pressefreiheit sinnvoller und ob Freilassung oder Disziplinierung rebellischer Untertanengebiete vorzuziehen sei. Die Schülerrepublik

ahmte hier die Debatten in den obersten Gremien Bündens nach (S. 227f.). Die Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der pädagogischen Experimente der Aufklärung.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Jeremias Gotthelf

Historisch-kritische Gesamtausgabe

Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann. Abt. F, Politische und pädagogische Publizistik, 3: Vereinschriften. Die Armennoth – Eines Schweizers Wort – Vereinsreden und Aufrufe. Bd. 1: Text. Hg. von Silvio Raciti für die Drucktexte in Zusammenarbeit mit Barbara Berger. Hildesheim: Olms, 2018, 652 S.

Jeremias Gotthelf

Historisch-kritische Gesamtausgabe

Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann. Abt. C Bilder und Sagen aus der Schweiz, 1 Texte. Bd. 1, 2. Teilband Handschriften. Hg. von Manuela Heiniger in Zsarb. mit Oliver Käsermann. Hildesheim: Olms, 2019, 272 [+5] S.

Zu den zentralen Erfahrungen des Pfarrers und Schriftstellers Albert Bitzius gehörte 1835 die Beteiligung an der Gründung der Armen-erziehungsanstalt Trachselwald im Schlossgut Trachselwald, für die bis zu seinem Tod aktiv wirkte. Sein Engagement für die Armen und die kritische Auseinandersetzung mit den maßgeblichen Berner Familien, denen er eine Vernachlässigung der Armen vorwarf, konnte er nicht durch politische Tätigkeit praktizieren, die ihm als Pfarrer verboten war, sondern er nutzte dazu seine Feder, sei es in seiner publizistischen Tätigkeit, sei es als Schriftsteller. In seiner Schrift »Die Armennoth«, die erstmals 1840 erschien, verarbeitete er die von ihm gemachten Erfahrungen auf diesem Feld. In einer mustergültigen Edition gibt der nun vorliegende Band eine synoptische Darbietung der Erstausgabe von 1840 und der zweiten vermehrten Auflage von 1851, die es ebenso wie verschiedene mit diesem Werk in Verbindung stehende Handschriften erlaubt, die Weiterentwicklung der Gotthelfschen Sicht des Armenproblems und seiner Lösung zu verfolgen und die Unterschiede vor und nach 1848 zu erkennen. Ohnehin, darauf sei hier hingewiesen, ist es ein zentrales Verdienst der Historisch-kritischen Gesamtausgabe, dass sie viele handschriftlich

überlieferte Texte des Emmentaler Pfarrers erstmals im originalen Wortlaut zugänglich macht, indem sie nicht nur sämtliche gedruckten Werke ediert, sondern auch alle nachgelassenen Manuskripte, die zum größten Teil in der Burgerbibliothek Bern liegen.

Dieses Prinzip kommt auch einer weiteren Schrift Gotthelfs zugute, nämlich »Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein«, die erstmals 1842 als Festschrift zum eidgenössischen Schützenfest in Chur erschien. Angesichts einer politisch angespannten gesellschaftlichen Lage rief Gotthelf die Schweizer Bevölkerung zu Einheit und Eintracht auf, empfahl eine Rückbesinnung auf Werte und Tugenden der alten Eidgenossen. Der sich in diesen ausdrückende »Schweizersinn« pries er als vorbildlich. Gebeten hatte um diese Schrift im Namen des Schützenvereins der Pädagoge und Berner Politiker Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844). Ohne Rücksprache mit dem Autor nahm dieser starke Veränderungen an dem Text vor, die Gotthelf für eine Ausgabe von 1844 für das Basler Schützenfest rückgängig machte. In der synoptischen Edition beider Ausgaben lassen sich nun Ergänzungs-, Streichungs- und Reformulierungsprozesse genau nachvollziehen. Hinzu kommen auch hier wieder die verschiedenen handschriftlichen Fassungen. Neue Erkenntnisse ermöglichen endlich auch die verschiedenen edierten Vereinsreden und Aufrufe Gotthelfs.

Als neuester Band der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe sind nun in schon gewohnter Qualität die Handschriften zum Erzählband »Bilder und Sagen aus der Schweiz« erschienen. Der Band bietet in einem Großformat, das die hervorragende Lesbarkeit der Handschrift garantiert, die genetische Edition der einzigen drei Handschriften dieses Textkonvoluts. Dabei handelt es sich unter anderem um die mit zahlreichen Autorkorrekturen versehene Druckvorlage der Novelle »Die schwarze Spinne«, eines der meistinterpretierten Werke Gotthelfs. Auch hier werden in synoptischer Gegenüberstellung das Druckmanuskript und die Handschrift geboten und die unterschiedlichsten Eingriffe verschiedener Hände in das Druckmanuskript verdeutlicht. Die Novelle ist der vielleicht wichtigste Beitrag zu Gotthelfs Erzählammlung »Bilder und Sagen aus der Schweiz«, die

1842–1846 in sechs Einzelbänden im Solothurner Verlag Jent & Gassmann erschienen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Jonas Brendebach / Martin Herzer / Heidi Tworek

International Organizations and the Media in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Exorbitant Expectations

(Routledge Studies in Modern History, Bd. 37), London: Routledge, 2018, 242 S.

Internationale Organisationen spielen im Vergleich zur jüngeren und jüngsten zeithistorischen Forschung in der Kommunikations- und Mediengeschichte noch immer keine große Rolle und so kann der von Jonas Brendebach, Martin Herzer und Heidi Tworek herausgegebene Band durchaus zurecht von sich behaupten, mit zu den ersten zu gehören, der die bislang weitgehend unverbundenen Forschungsstränge der Geschichte internationaler Organisationen und der historischen Kommunikations- und Medienforschung zusammenbringt und verknüpft.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden für unterschiedlichste Bereiche gesellschaftlichen Lebens zunehmend internationale Organisationen gegründet, die sich den globalen Herausforderungen der herausziehenden Moderne widmeten. Um global zu wirken, nutzten sie für ihre Informationspolitik die neuesten Kommunikationstechnologien und die mediale Vielfalt von Film, Presse und Rundfunk und trugen somit zur Herausbildung erster Arenen und Formen von an Global Governance orientierten inter- bzw. transnationalen Öffentlichkeiten bei. Konzeptionell greift der Band die von Matt Lewis und Oscar Westlund vorgeschlagenen »four A's: actors, actants, audiences, and activities« (S. 9) auf, um die historische Genese der vielfachen Interaktionen und Verflechtungen von internationalen Organisationen und Medien systematisch zu verfolgen. Zeitlich wird ein großer Bogen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert gespannt und so beginnt der Band mit dem Beitrag von Robert Mark Spaulding zur vom Wiener Kongress 1815 ins Leben gerufenen Zentralkommission für die Rheinschiffahrt als erster internationaler Organisation überhaupt, gefolgt von Richard R. John, der sich mit der Öffentlichkeitsarbeit und dem öffentlichen

Bild des 1874 gegründeten Weltpostvereins befasst. Obwohl in den weiteren Beiträgen der Völkerbund und die United Nations (UN) dominieren, sind doch die Perspektiven geographisch und thematisch breit gestreut und vermitteln so einen guten Eindruck von einem reichen Panorama an Forschungsfragen und -möglichkeiten. Jenseits der wichtigen Kooperationen mit der Presse als dem Medium mit dem lange Zeit höchsten Potential transnationaler Verflechtung und zur Herstellung von Öffentlichkeit stehen dabei insbesondere bislang eher marginal behandelte Formen medialer Vermittlung im Mittelpunkt, so das Auftreten des Völkerbundes mit einem eigenen Pavillon auf der 1939 eröffneten New Yorker Weltausstellung (David Allen) oder das Zusammenwirken zwischen UN und Hollywood (Glenda Sluga). Grenzen der medialen Diffusion internationaler Ideen und Normen trotz modernster Öffentlichkeits- und PR-Strategien werden am Beispiel Algeriens (Arthur Asseraf) und Japans (Tomoko Akami) herausgearbeitet, die die dominante Elitekommunikation und nationale Informationshegemonien als markante Hindernisse der Organisationspropaganda des Völkerbundes kennzeichnen. Spannungen zwischen »De-Westernization« und »Western Perspectives« und unterschiedliche Strategien der Weitung von Publikum und Reichweite im Rahmen von UN und UNESCO werden schließlich mit den Diskussionen zur »New World Information and Communication Order« (Jonas Bredebach) sowie zur Kommunikation der UN-»International Years« (Monika Baár) und des UN-Umweltprogramms UNEP (Simone M. Müller) thematisiert.

ERIK KOENEN, LEIPZIG

Sonja Hillerich

Deutsche Auslandskorrespondenten im 19. Jahrhundert. Die Entstehung einer transnationalen journalistischen Berufskultur (Pariser historische Studien, Bd. 110), Berlin: De Gruyter, 2018, 410 S.

Die an der Universität Duisburg-Essen 2016 bei Ute Schneider entstandene historische Dissertation liefert einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des Journalismus als Beruf in Deutschland. Sonja Hillerich untersucht die Entstehung des Auslandskorrespondenten am Beispiel der im langen 19. Jahrhundert in

Europa für deutsche Journalisten zweifellos bedeutendsten Korrespondentenplätze London, Paris und Wien von der März-Revolution 1848 bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Hillerich interessiert sich für die Herausbildung von vorherrschenden Typen des Auslandskorrespondenten und für deren sich durch die Presse- und technische Entwicklung wandelnde Arbeits- und Recherchepraxis. Sie geht davon aus, dass sich im Verlauf ihres Untersuchungszeitraums ein spezifisches journalistisches Selbstverständnis entwickelte und dass das jeweilige Umfeld der politischen Kultur der drei Länder bzw. Metropolen die beruflichen Arbeitsbedingungen der Korrespondenten beeinflussten. Ein zentrales Ergebnis: Im Verlauf der drei Jahrzehnte von 1850 bis in die 1870er Jahre formierte sich der Beruf in kulturspezifisch unterschiedlichen Typen: Bildeten in London (teilweise auch in Paris) vornehmlich die für ihr Überleben im Exil schreibenden deutschen Revolutionsflüchtlinge den vorherrschenden Korrespondententyp, so berichteten aus Wien österreichische Redakteure für deutsche Zeitungen, von denen ein Typ damit sein Salär aufzubessern suchte, ein zweiter Typ hingegen, der offiziöse Korrespondent, aus politischer Überzeugung im Regierungsauftrag österreichische Interessen in Deutschland verbreiten wollte. Die Wende von dieser Phase einer zunächst diffusen Rollenformierung zum Auslandskorrespondenten als Hauptberuf, der gezielt angestrebt wurde, sieht Hillerich im Verlauf der 1880er Jahre, in denen zwei Haupttypen entstehen: Der an einer Zeitung festangestellte, ständige, d.h. von einem bestimmten Ort berichtende Korrespondent, andererseits der mobile Korrespondent. Dieser wechselte häufiger seinen Einsatzort und die Zeitung, an der er angestellt war. Eine Variante des ständigen Korrespondenten waren Journalisten, die wie Arthur Levysohn und Theodor Wolff (beide in Paris für das »Berliner Tageblatt«) später zu Chefredakteuren ihrer Zeitung avancierten. Die Tätigkeit als Auslandskorrespondent konnte also ein Sprungbrett für eine journalistische Karriere sein, wurde von den Journalisten aber nicht aus diesem Grund gewählt. Unter den Korrespondenten dieser zweiten von Hillerich als »Goldenes Zeitalter der Auslandsberichterstattung« bezeichneten Phase entstanden im Verlauf der drei Jahrzehnte bis zum Ersten Weltkrieg gemein-

same beruflich-professionelle Werthaltungen (politische bzw. weltanschauliche Gesinnungstreue, zugleich Unabhängigkeit von einer politischen Partei, Bemühen um Zuverlässigkeit und Objektivität der Berichterstattung) sowie eine spezifische journalistische Berufsidentität und damit einhergehend ein »Esprit de corps«. Die Korrespondenten verstanden sich bzw. ihre berufliche Rolle als Vermittler zwischen ihrem Gastland und dem Deutschen Reich. Sie schrieben häufig für mehrere deutsche Zeitungen, was sie für die Diplomatie und Politik interessant machte. Auf der Grundlage einer beeindruckenden Quellengrundlage liefert Sonja Hillerich eine ungemein dichte, anschauliche und sorgfältig abwägende Beschreibung der von ihr herausgearbeiteten Typen, der politischen und pressehistorischen Rahmenbedingungen, unter denen sie sich herausbildeten und tätig wurden. Das schließt die nicht zuletzt die Vereine der Auslandskorrespondenten in Paris (gegr. 1883), Wien (gegr. 1884) und London (gegr. 1888) ein, die für die Korrespondenten wichtige Orte für journalistische Kontakte und Informationen und mithin für die Entwicklung einer beruflichen Solidarität und Identität bildeten.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Volker Barth

Wa(h)re Fakten. Wissensproduktionen globaler Nachrichtenagenturen 1835–1939

(Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 233), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 363 S.

Hinter dem etwas sperrigen Titel verbirgt sich die Aufarbeitung eines Jahrhunderts an Nachrichtengeschichte im Kontext unterschiedlicher, relevanter Rahmenbedingungen. Kapitel 1 beschreibt, wie telegrafische Nachrichten zur Ware wurden und welche Rolle der Telegrafie dabei zukam. Kapitel 2 widmet sich dem »Postulat der puren Fakten« (S. 30), unter dem die Nachrichtenagenturen ihre Ware bestmöglich vermarkteten. Kapitel 3 behandelt die globale Konkurrenz und Kooperation der international tätigen Agenturen, aber auch den Einfluss neuer Techniken wie des Telefons auf den Transfer. Kapitel 4 untersucht den Einfluss verschiedener Kriege auf die Einflussphären der großen Agenturen. Kapitel 5 beleuchtet Agenturneugründungen in der spannungsgeladenen Zeit vor

dem Ersten Weltkrieg, Kapitel 6 die Indienststellung von Agenturen durch militärische Behörden und die Rolle von Agenturen in neutralen Staaten im Zeichen des Krieges. Die Kapitel 7 und 8 beschreiben die »Nachkriegsordnung des Agenturwesens« (S. 31) und die Bedeutung des neuen Mediums Rundfunk und Kapitel 9 schließlich thematisiert den wachsenden Zugriff der Staatsmacht auf die großen Agenturen in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. Das fast 50-seitige Quellen- und Literaturverzeichnis steht für eine enorme Menge an verarbeitetem Material, ein Personen- und Sachregister verschafft Zugriff auf das weite Themenfeld.

Die weitgehend chronologische Gliederung kommt der Intention des Autors entgegen, eine stringente Geschichte zu erzählen und dabei die jeweils wirkenden Einflussfaktoren aus Wirtschaft, Politik und Technik miteinzu beziehen. Insgesamt bietet das Buch eine gelungene Zusammenschau umfassender Fakteninformation und Kontextualisierung. Einzelne Unschärfen wie jene, die amtliche österreichische Nachrichtenagentur als »Kaiserlich-königliches Korrespondenz-Bureau« (S. 46) zu bezeichnen und nicht, mit der offiziellen Bezeichnung »k.k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau«, sind verzeihlich. Das ist wohl der Preis für die breite, disziplinübergreifende Perspektive, die ungleich mehr an Erkenntnis und Verständnis zutage bringt als jede eindimensionale Detailschau.

Schade ist, dass die Untersuchung mit dem Jahr 1939 endet, dass also die endgültige Unterwerfung des Nachrichtenverkehrs unter die totalitären Propagandapraktiken des NS-Regimes ebenso ausgeklammert bleibt wie die nicht weniger spannende Nachkriegszeit bis zur Gegenwart. Hier bleibt Raum für eine Fortsetzung. WOLFGANG PENSOLD, WIEN

Rudolf Stöber / Florian Paul Umscheid

Politische Interessenkommunikation in der Modernisierung. Das Beispiel des Regierungsbezirks Potsdam (1867–1914)

(Presse und Geschichte, Bd. 116), Bremen: edition lumière, 2018, 475 S.

Die lange Jahrhundertwende gilt als Schlüsselperiode eines beschleunigten sozialen und kulturellen Wandels. Der Frage, wie sich dieser Wandel – im Zeichen von Fundamentalpolitisation, Hochindustrialisierung, Urba-

nisierung und insbesondere des rasant gestiegenen Verkehrs von Nachrichten, Waren und Personen – in der politischen Interessenkommunikation Preußens niederschlug, widmen sich die Bamberger Kommunikationswissenschaftler Rudolf Stöber und Florian Paul Umscheid am Beispiel des Regierungsbezirks Potsdam, im Herzen der Kernprovinz der preußischen Monarchie. Mit dem vorliegenden Band legen sie die Ergebnisse ihrer Forschungen vor, die zwischen 2014 und 2017 aus einem DFG-Verbundvorhaben am Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam und an der Uni Bamberg erwachsen sind. Bei ihrer Darstellung handelt es sich zugleich um den Begleitband zu einer vierbändigen kommentierten Edition der »Immediatzeitungsberichte« des Regierungsbezirks, die 2020 erschienen ist. Die Berichte bilden neben den einschlägigen Amtskorrespondenzen der preußischen Verwaltung auch die zentrale Quelle des vorliegenden Bandes.

In den »Immediatzeitungsberichten« berichtete die Bezirksregierung der Staatsspitze – König, Reichskanzler und Kabinettsmitgliedern – von 1867 bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges quartalsweise über die Entwicklungen im Regierungsbezirk, zu dem bis 1881 auch Berlin zählte. Die Themen der insgesamt 185 Quartalsberichte sind breit gestreut; sie reichen von Angaben zur Bevölkerungsentwicklung und Migration über Themen wie Gesundheitsversorgung, Landbau, Handel, Handwerk und Industrie bis hin zu Fragen des Naturschutzes und der Lage der Kirchen, der Schulen und des Militärs. So sollten die Berichte, wie es in einem Begleitschreiben zur *Ordre* über das Berichtswesen 1867 hieß, den Zustand der Bevölkerung »in materieller und geistiger Beziehung« und ihrer »öffentliche[n] Stimmung« (S. 177) widerspiegeln.

Zu Beginn schildern die Autoren umsichtig und aus breiter Sachkenntnis die sich im Untersuchungszeitraum grundlegend wandelnden Rahmenbedingungen der Interessenkommunikation (Presse-, Vereins- und Verbandswesen). Ausgehend von der Frage, »wie sich die Bezirksregierung als Interpret, Übersetzer und Mediator der politischen Willensbildung« engagierte, untersuchen Stöber und Umscheid die Kaskaden politischer Interessenkommunikation, ohne den politischen Bias

der adressatenorientierten Zeitungsberichte aus dem Blick zu verlieren, der sich aus politisch-ideologischen Prämissen, persönlichen Karriereambitionen der Beamten und partikularen Interessen der Bezirksvertreter ergab (S. 23–28).

Methodisch kombinieren die Autoren quellenkritische-hermeneutische Überlegungen mit einer seriellen, thesaurus- und kodebuchgestützten Inhaltsanalyse. Die Analyse der rund 1.800 Blatt starken Berichte, die durch ein ausführliches Register und einen Anhang zu Kodebüchern, Wörterlisten und Konkordanzen überzeugen kann, dokumentiert eindrucksvoll, wie die Staatsverwaltung ihr Programm einer »Modernisierung« Preußens sukzessive in eine kommunikationspolitische Agenda übersetzte. Während die Regierung die Immediatzeitungsberichte als eine Quelle »nützlicher, schwer zu ersetzender Informationen« (S. 143) über die Bevölkerung erachtete, nutzten die Bezirksbewohner das Berichtswesen zur Durchsetzung eigener Anliegen in Form von Eingaben an die lokalen und regionalen Verwaltungen, die dann in die Berichte des Präsidenten des Regierungsbezirks eingingen (S. 170–177). Hier zeigen sich, so einer der vielen überraschenden Befunde des Bandes, bereits »Anklänge einer vormodernen Bürgerbeteiligung«, die, wie die Autoren argumentieren, »das Bild vom wilhelminischen Obrigkeitsstaat [...] deutlich aufhellen« (S. 370f.). Zugleich bezeugen die Berichte eine gewachsene Auseinandersetzung zwischen Regierung und Bevölkerung, in deren Zuge das Regierungspräsidium als »Sachwalter der Interessen der Einwohnerschaft« und als »Relaisstelle in der Behördenkommunikation« eine Schlüsselrolle einnahm.

Der Band – und die gerade erschienene Edition – erschließen empirisches Neuland. Kritisch bliebe anzumerken, dass zur Erörterung der leitenden Frage, wie sich Form und Praxis der politischen Interessenkommunikation im Prozess der Modernisierung wandelten, gerade ein stärkeres Augenmerk auf die Veränderung historischer Semantiken von Vorteil gewesen wäre. Auch eine genauere Analyse der konkreten Praxis der Interessenartikulation und -aggregation, die die Motive der Parteinarbeit in den Blick genommen hätte, wäre in diesem Zusammenhang lohnend gewesen, um die Ergebnisse der quantitativen Aussagen, die den

Charakter der Darstellung dominieren, einzuordnen und so die Form der Berichte gleichermaßen aus der Logik der politischen Kommunikation und der Praxis der Verwaltung heraus zu erklären. Hier wären neuere konzeptionelle Beiträge zur Geschichte der modernen Verwaltungspraxis gewinnbringend zu konsultieren gewesen. Vor allem aber, ließe sich einwenden, bemühen sich die Autoren zwar um einen Abgleich ihrer Ergebnisse mit »externen [vor allem statistischen] Daten« (S. 375), doch nur in Ausnahmen um eine konsequente Rückbindung ihrer Fragen, Beobachtungen und Thesen an die Interpretamente der bestehenden (historischen) Forschung. Dies allerdings soll die Verdienste des Bandes kaum schmälern. Denn er eröffnet der medien-, kommunikations- und geschichtswissenschaftlichen Forschung zur politischen Interessenkommunikation wie auch zur Kultur- und Sozialgeschichte des Deutschen Kaiserreichs zahlreiche neue und überaus anregende Perspektiven. Als Grundlagenwerk sei ihm daher eine breite Rezeption beschieden.

MICHAEL HOMBERG, POTSDAM

Monika Dommann

Authors and Apparatus. A Media History of Copyright

Ithaca: Cornell University Press, 2019, 263 S.

In spring 2019, the European Council adopted into EU law a copyright directive that holds online content sharing platforms accountable for its uploads. Previously, YouTube and Co. had been treated as »safe havens«, exempt from any responsibility for posted material. Now, EU law acknowledges that they are indeed content providers that earn revenue from selling attention to advertisers and rely on copyrighted content to do so. Ratified after a heated debate, the law strengthens authors and publishers (incl. record companies) to negotiate a fair share of the advertising revenue.

This most recent example of a copyright dispute not only coincided with the publication of the English translation of Monika Dommann's »Autoren und Apparate« from 2014, but also confirms the book's central proposition: Copyright needs to be historicised and contextualised to be properly understood. Challenging presentist views on the issue, Dommann goes back to the middle

of the nineteenth century to trace major developments in copyright history until the late twentieth century. Her scope is wide. As she regards copyright as a »metaterm« (p. 11), she includes in her analysis authors', publishers', performers', and moral rights. With this inclusive definition of the term, she follows discussions in the USA and Western Europe, up to the point when copyright was debated globally. This transnational approach to the topic is one of the strengths of the book.

Dommann's focuses on music and photocopying as two areas governed by copyright. She explores them separately in ten chapters, subsumed in three parts. The first part (»writing and recording«) begins with the establishment of a copyright domain in music that privileged composers and their publishers and favoured sheet music. This excluded oral- and community-based music as well as performance from legal protection and thus profit and exploitation. The part ends with the advent of recorded sound, which was incorporated until 1910 into the copyright domain through a compulsory license fee that record manufacturers had to pay to publishers and authors when using their music. Part two on »collecting societies and research materials« follows the further expansion of the legal domain to performing musicians and record producers through the definition of so-called »neighbouring rights«. It presents the ASCAP/BMI controversy of 1940 to show that the rise of radio forced collecting societies to integrate artists, publishers, and repertoires previously excluded from protected music. Meanwhile, technological advances in photocopying fuelled thinking in the science community to share knowledge in ways that circumvented traditional publishers. Part three on »private copies and universal norms« follows this discussion into the 1950s and 60s in regards to Xerox machines and computers. Thinking about photocopying had parallels in music, where the users of tape recorders became wary of the moral claims of copyright as they were held to pay a device fee from 1965. The last chapter deals with the ambivalent position of folklore in copyright law against the background of decolonialisation, the neo-folk movement, and legal universalism.

Dommann largely leaves it to the reader to

connect the dots. Chapters appear somewhat isolated from another, and the conclusion is more a summary than an attempt to lift the discussion to a higher plain. However, her book tells a story of copyright as a domain where new media disturb the equilibrium between stakeholders and force them to reorganise their relations. Over the course of the period, this domain expanded – gradually and with the occasional step in the opposite direction – from European authors and publishers of particular kinds of texts to a larger, more heterogeneous group of actors and a wider range of culture around the world. In this story, developments in music illustrate the exclusivist strand of copyright history, where stakeholders created boundaries to be able to profit from their valuable work(s), while the history of photocopying stands for the liberal vision of information sharing without borders or hierarchies. Dommann may not take a definitive stand on this matter, but her book allows readers to take a fresh look at the present constellation, giving them food for thought whether music file sharing since around 2000 is truly transformative or just the latest adjustment of a 150-year-old arrangement.

KLAUS NATHAUS, OSLO

Joseph Jung

Das Laboratorium des Fortschritts. Die Schweiz im 19. Jahrhundert

Walschwil/Zug: NZZ Libro, 2019, 676 S.

Dieses Buch stellt den fulminanten Wandel der Schweiz im 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt, durch den dieses Land mit seinem politischen System einen großen demokratischen Fortschritt gegenüber den meisten anderen europäischen Ländern verzeichnete. Es beginnt im ersten Teil mit der Entdeckung der Alpen, die ja eigentlich ein Ereignis des 18. Jahrhunderts ist, jedoch mit der Entwicklung touristischer Strukturen oder dem Klettern und Wandern als Teil eines Bildungsprogramms erst im Folgejahrhundert bedeutsam wird. Teil 2 stellt die unterschiedlichen Formen und Phasen der Emigration in den Mittelpunkt, Teil 3 Voraussetzungen und Grundlagen des »Fortschritts« und der Industrialisierung, nämlich die Entwicklung der Verkehrssysteme zu Lande und zu Wasser, im 4. Teil sodann neben der wenig detailliert behandelten politischen Entwicklung die sozia-

len und ökonomischen Strukturen. Geboten wird zu allen diesen Bereichen ein durchaus lesenswerter Überblick mit hübschen Illustrationen, allerdings sehr eigenen Schwerpunkten, wenn beispielsweise die Helvetik ebenso allzu kurz kommt wie die für die Entwicklung der Schweiz so wichtigen Formen der direkten Demokratie. Auch dass ein Mann wie der Schriftsteller, Politiker, Pädagoge und Publizist Heinrich Zschokke, der geradezu als einer der Erfinder der modernen Schweiz gelten kann, nur ein einziges Mal und dann auch noch lediglich als Autor der »klassischen Stellen der Schweiz« und Herausgeber des Almanachs »Alpenrosen« Erwähnung findet, bildet eine schwer verständliche Fehlstelle, nach der es wenig überrascht, dass ein Verleger wie Heinrich Remigius Sauerländer, durch dessen Verlagsprodukte der Aargau im 19. Jahrhundert zu einem europäischen Zentrum des Liberalismus wurde, sogar ganz fehlt, wie überhaupt die Entwicklung einer politischen Publizistik und Öffentlichkeit für den Autor offenbar nicht zu den zentralen Ereignissen dieses 19. Jahrhunderts gehört.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Franz Michael Felder

Aus meinem Leben

Mit einem Vorwort von Arno Geiger. Nach der Handschrift hg. und mit einem Nachwort von Jürgen Thaler. Salzburg: Jung und Jung, 2019, 392 S.

Franz Michael Felder (1839–1869) hat diese Autobiographie unmittelbar vor seinem Tod als ein wunderbares Zeugnis dessen verfasst, welche emanzipativen Kräfte das gedruckte Wort entfalten kann. Sie zeigt ihn als einen in den Traditionen von Aufklärung und Volksaufklärung denkenden und handelnden kleinbäuerlichen Autodidakten und ist nicht nur sozialgeschichtlich von größtem Wert, sondern auch literarisch und in ihrer Sprachkraft bemerkenswert. Sie umfasst die ersten gut zwanzig Lebensjahre des Autors bis zu dessen Heirat und schildert das Leben eines Menschen, der mit seinem Wissensdurst in den engen sozialen bergbäuerlichen Verhältnissen des Bregenzer Waldes bei seinen Standesgenossen als Sonderling verschrien wird und den harten Druck empfindet, den die »öffentliche Meinung« auf ihn ausübt. Schul- und Bildungsverhältnisse im Vorarlberg, in

die Felder 1839 hineingeboren wird, unterscheiden sich noch kaum von denen im 18. Jahrhundert. Fast jeder kann lesen, aber alles, was an Lektüre über religiöse Literatur hinausreicht, erregt Anstoß: »Man will keine klugen Köpfe, keine aufgeklärten Sonderlinge, man will nützliche Menschen, die man gehörig ins Joch spannen kann.« Erstmals öffnet sich dem Jungen 1848 die Welt durch den Kalender, schnell sind es dann die Zeitungen, durch die er sich informiert, auch wird er zum ersten Abonnenten einer Zeitschrift in seinem Dorf und zum Leser der »Gartenlaube«; dann zum Leser der »großen« Literatur in den Monaten auf der Alm. Zur Lektüre von Klopstocks »Messias« schreibt er: »In jeder freien Minute saß ich bei dem Buche, halbe Nächte lang las ich oder unterhielt mich mit seinen herrlichen Gestalten. Jetzt war ich nicht mehr einsam.« Felder abonniert unter großen Entbehrungen Cottas preiswerte Klassikerausgaben, er wird zum Leser Schillers und Verehrer Goethes: »Ich weinte mit dem jungen Werther, klagte mit Lenau, schwärmte mit Klopstock und forderte mit Karl Moor alles zum Kampfe heraus.« Immer wieder wird die soziale Bedeutung des Lesens und der Zeitungslektüre thematisiert sowie darüber nachgedacht, »wie wenige Schriften dem Bedürfnisse des Volkes entsprechen [...]. Wer aus dem Volke heraus, mit gutem reinen Willen, und für's Volk, nicht für's Geld schrieb, der könnte mehr ausrichten als ein Pfarrer« (S.169f.). Auch die »große volkserziehende Mission des Liedes« beschäftigt ihn: »Auf den Wellen der Töne wird schnell überall hinaus, und bis in des Ärmsten Hütte hineingetragen, was den gottbegabtesten Geistern aller Zeiten in Stunden der Weihe geoffenbart ward, und alle können es verstehen.« Hat Felder zunächst noch »keine Ahnung von dem Riß, der durch die ganze Gesellschaft geht und mehr abschließt als unsere Berge«, so entdeckt er durch intensive Lektüre, welche sozialen Gegensätze sein Leben prägen. Auch über das Verhältnis seiner Standesgenossen zur Aufklärung denkt Felder nach und akzeptiert bis zu einem gewissen Grade die Erklärung, das »Volk fühle dunkel, wie sehr es von geistig Überlegenen mißbraucht werden könne und verdamme daher schon zum Voraus alle Aufklärung«. Erwähnt sei, dass ein Großteil der Autobiographie

durch die großartig erzählte Liebesbeziehung Felders zu seiner künftigen Frau gefüllt ist, mit der und deren Familie er erstmals Menschen findet, mit denen er seine geistigen Interessen teilen kann.

Vor- und Nachwort informieren über einen der bedeutendsten österreichischen Schriftsteller seiner Zeit und über einen Menschen, der nicht nur schrieb, etwa den großartigen Roman »Reich und Arm«, sondern mit der Gründung der frühsozialistischen »Vorarlberg'schen Partei der Gleichberechtigung« (nicht der Geschlechter, sondern der sozialen Klassen) ebenso auch praktisch handelte wie mit der Gründung eines genossenschaftlichen Käsehandlungsverein, der das Handelsmonopol der gegenüber den Bauern die Preise diktierenden Käsebarone brechen sollte.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Joachim Behrend

Inszenierungen Friedrichs des Großen. Die Historienbilder Robert Warthmüllers

Mit einem Werkverzeichnis des Künstlers. (Presse und Geschichte, Bd. 135), Bremen: edition lumière, 2019, 458 S., zahlr. schwarz-weiße und farbige Abb.

1886 malt Robert Warthmüller sein Ölgemälde »Der König überall«. Es ist das Jahr, in dem sich der Todestag Friedrichs des Großen zum 100. Mal jährt und in einer Jubiläumsausstellung der Akademie der Künste gefeiert wird. In dieser Ausstellung erzielt das Bild einen großen Erfolg. Es zeigt, wie der König in seiner charakteristischen Kleidung mit Uniformrock, Gehstock und Dreispitz an eine Gruppe von Bauern herantritt, die gerade bei der Kartoffelernte sind. Einer der Bauern tritt an den König heran, um ihm eine frisch geerntete Kartoffel zu überreichen. Dank seines Erfolges wird es in weiteren Ausstellungen gezeigt, als Holzschnitt reproduziert und als Einzelblattdruck verkauft. Nach dem frühen Tod des Künstlers 1895 verliert es allerdings an Bedeutung, um erst in jüngster Zeit offenbar wieder eine prägenden Einfluss auszuüben, wie Joachim Behrend schreibt (S. 287). Nach Behrend »ergänzt die Darstellung das Idealbild des gerechten Herrschers durch das des Versorgers bzw. Nährvaters« (S. 139), ein volkstümlicher Mythos, der in der Niederlegung von Kartoffeln auf sein Grab gegenwärtig wiederauflebt.

In seiner sorgfältigen Recherche zu dem Bild weist der Autor nach, dass das Bild eine vom Künstler erfundene Szenerie vorführt und sein Bildthema der historischen Wirklichkeit widerspricht (S. 133ff.). Aber gerade als wirkmächtige Bilderfindung bietet Warthmüllers Gemälde einen guten Einstieg in Joachim Behrends Analyse der Inszenierungen Friedrichs des Großen. Denn seine breit angelegte Studie zeigt, in welchem gesellschaftlichen und künstlerischen Kontext die Historienbilder Robert Warthmüllers zur Entstehung und zum Verständnis der Mythen beitragen, die sich um Friedrich II., den Großen ranken.

Grundlage der Arbeit ist die detaillierte Auseinandersetzung mit fünf der wichtigsten Historienbilder, die Robert Warthmüller in nicht einmal zehn Jahren zwischen 1886 und 1894/95 geschaffen hat. Allerdings werden auch seine übrigen Geschichts- und historischen Genrebilder ergänzend hinzugezogen, wobei ein eigener Abschnitt sich mit den Bildgattungen und ihren Definitionen auseinandersetzt. Besonders hervorzuheben ist, dass der Autor weitere wichtige Historienmaler der Zeit in seine Bildanalysen einbezieht. Insbesondere Adolph von Menzel wird immer wieder nachdrücklich hervorgehoben und vor allem im Kontrast zur Geschichtsauffassung Warthmüllers interpretiert. Was die Studie in besonderer Weise bemerkenswert macht, ist das akribische Eingehen auf die Verbreitung, Verwendung und Verwertung der von der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts geschaffenen Bildmythen. Die unterschiedlichen Formen des Umgangs mit den bildlichen Erfindungen der Künstler und ihr Fortleben in der Erinnerungs- und Alltagskultur werden bis hin zu Kinderspielzeug, Zigarettenbildern und Zinnfiguren verfolgt.

Die Studie entspricht weitgehend der Dissertation, die Joachim Behrend 2018 an der Universität Bremen eingereicht hat. Es handelt sich um eine historische Dissertation, obwohl sie charakteristische Züge einer kunstwissenschaftlichen Arbeit zeigt. Hingewiesen sei nur auf das Werkverzeichnis Warthmüllers (S. 413–455), das in seiner präzisen Recherche und Bearbeitung allen kunstwissenschaftlichen Anforderungen genügt. Man spürt immer wieder, wie sehr die Arbeit sich um eine Integration kunst-, kultur- und geschichtswis-

senchaftlicher Ansätze bemüht. Allerdings gelingt das nur bedingt. So ist die historische Verfolgung der Rezeptionsgeschichte Warthmüllers geprägt von der Gliederung der verschiedenen historischen Etappen des Kaiserreichs über die Weimarer Republik und des Nationalsozialismus bis hin zur bundesrepublikanischen Gegenwart, aber eine vertiefende Betrachtung kulturwissenschaftlicher Brüche und Kontinuitäten fehlt. Ebenso werden Warthmüllers Werke nach einem einheitlichen Muster interpretiert, doch ihre ästhetischen Eigenarten historischer Inszenierungen und deren widersprüchliche Oszillation zwischen künstlerischem Eigensinn und öffentlichem Nachhall bleibt blass. Warum sie als Kunstwerke keine besondere Würdigung mehr erhalten und dennoch als Bildinszenierungen kulturelle Bedeutung erlangen, darüber hätte man gern mehr erfahren. Abschließend sei noch angemerkt, dass Warburgs Konzept der Pathosformeln allzu verkürzt ausgelegt wird und keineswegs in einem Vergleich von Vorbild und Nachbild aufgeht. Diese verkürzte Sicht teilt Behrend allerdings mit nicht wenigen kunsthistorischen Interpretationen, auf die er sich stützt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Behrends Dissertation eine vorzügliche Materialsammlung bietet, die das Historienbild und seine Wirkung in ein sorgfältig beschriebenes Netz von geschichtlichem Kontext und von Vergleichsbildern stellt. Dazu gehören auch der umfassende Abbildungsteil und das Quellen-, Literatur- und Bildverzeichnis. Obwohl gelegentlich etwas trocken und schematisch konzipiert, enthält es dennoch viele Anregungen für eine Bildwissenschaft, die die Bedeutung der Bilder für unser geschichtliches Selbstverständnis zu erfassen versucht.

GUIDO BOULBOULLÉ, BREMEN

Richard Butsch

Screen Culture. A Global History

Cambridge: Polity, 2019, 308 S.

Richard Butsch, emeritierter Professor für Soziologie, American Studies sowie Film und Medien, legt mit »Screen Culture« einen Band vor, der die Zeit von den Anfängen des Kinos bis in die digitale Gegenwart abdeckt und als Forschungsgegenstand »the shared ideas expressed by producer and audience practices« (S. 3) in globaler Perspektive hat:

Der Schwerpunkt liegt dementsprechend weniger auf den »screens«, wie der Titel suggeriert, sondern mehr auf deren Kontexten. »Screen« ist in diesem Fall nicht nur Leinwand, sondern auch Bildschirm: Zuschauen und Nutzen vom Kino, von Fernsehen und den Neuen Medien werden hier von den 1890ern bis in die Gegenwart behandelt. Trotz dieser umfassenden Behandlung wird allerdings nicht deutlich, warum z.B. vorkinematografische Formen von Bewegtbildern nicht inkludiert werden, dagegen aber die Analyse in der letzten Phase auch »big data« abdeckt. Ambitioniert ist das Buch auch in seinem Anspruch, eine Globalgeschichte zu erzählen: Das Zentrum bleibt allerdings oft die USA, was sicherlich historisch zu erklären ist. Das Resultat kann sich dabei aber einer vereinfachenden Bipolarität zwischen Hollywood und »postkolonialen« Gesellschaften nicht entziehen (Kontinentaleuropa ist beispielsweise deutlich unterrepräsentiert, Ost- oder Südeuropa werden nicht erwähnt).

Das Resultat ist eine gut lesbare, chronologisch organisierte Studie. Die ersten vier der neun Kapitel sind dem Kino gewidmet und hören um 1950 auf. Sie lassen sich in die Tradition der »New Cinema History« einordnen, indem sie Filme als soziale Artefakte wahrnehmen und ihren Fokus auf die Säle als Orte sozialer Interaktion richten. Darauf folgen zwei Kapitel zu Fernsehen, die sich von den 1950ern bis in die 1990er Jahre erstrecken, während die letzten drei sich mit »digital media« und globalen Märkten auseinandersetzen. Die Kapitel zum Fernsehen (5 und 6) behandeln amerikanisches und britisches Fernsehen sowie Fernsehen in postkolonialen Gesellschaften: hier greift der Autor auf klassische Beispiele der TV-Studies (Tele-novelas und ähnliche serielle Formen) zurück, um die Rezeption ähnlicher Inhalte in verschiedenen Weltteilen zu vergleichen. Diese medial-chronologische Aufteilung verhindert aber oft den direkten Vergleich zwischen den verschiedenen »media cultures« (um Kino, Fernsehen, digitale Medien) zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt. Der ständige Perspektivenwechsel kann auch befremdlich wirken, denn es fehlt eine theoretische Fundierung des Konzepts der »screen culture«, die eine bessere Interpretation oder Deklination

einzelner Fälle in einem breiteren Zusammenhang erlauben könnte.

Trotz dieser Einwände handelt es sich um eine reiche, innovative Publikation, die mit ihrem Ansatz neue Wege eröffnet und die sich zugleich gut als Lehrbuch für Studenten der Medienwissenschaft anbietet.

FERNANDO RAMOS ARENAS, MADRID

Jens Flemming

Die Madsacks und der »Hannoversche Anzeiger«. Eine bürgerliche Großstadtzeitung zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus 1893–1945

Göttingen: Wallstein, 2019, 573 S.

Jens Flemming gelingt mit seiner mehr als 500 Seiten starken Monografie über die Verlegerfamilie Madsack und deren Stammzeitung, den »Hannoverschen Anzeiger«, ein kenntnisreicher Beitrag zur lokalen Presse- und Verlagsgeschichte vom Kaiserreich bis zum Ende des zweiten Weltkrieges. Die Publikation ist schon aus zwei Gründen bemerkenswert. Erstens erschließt der Autor mit dem Thema ein wenig beachtetes Forschungsfeld. Während etwa zur schillernden Berliner Hauptstadtpresse recht viel geschrieben wurde, gibt es zur Geschichte der Lokalpresse im 19. und 20. Jahrhundert deutlich weniger und kaum fundierte Studien. Zweitens grenzt sich Flemmings Werk von klassischen Konzernchroniken ab. Oft sind derartige Publikationen schlicht Auftragsarbeiten, die tendenziell selbst dunklere Kapitel der Unternehmensgeschichte in ein möglichst positives Licht rücken sollen. Auch die Geschichte der Verlagsgesellschaft war ursprünglich 2007 so konzipiert worden. Nachdem Flemmings Recherchen aber Kritisches v. a. zum Umgang mit jüdischen Anteilseignern im Nationalsozialismus zu Tage förderten, wurde eine Veröffentlichung erst zurückgehalten und schließlich gar nicht mehr gewünscht, so zumindest berichteten u. a. »Der Spiegel« und »Die Welt«. Mit dem fast verhinderten und lange verzögerten Werk legt der Autor dafür nun eine unabhängige und reflektierte Aufarbeitung der Verlagsgeschichte vor.

Die Studie bietet eine gut austarierte Analyse, die sich Fragen »mit geringerer Reichweite« (S. 10) widmen möchte. Ein zentraler Fragenkomplex beschäftigt sich mit der Her-

kunft und dem Aufstieg des Verlagsgründers August Madsack, der in das journalistische Handwerk früh bei deutschsprachigen Zeitungen u. a. in Riga und St. Petersburg hineinwuchs. Plausibel kann Flemming Antworten darauf geben, wie eine publizistische Geschäftsidee entwickelt und erfolgreich umgesetzt wurde. Detailliert widmet sich das Buch der Zeitungsgründung in Hannover. Vorausschauend auf die Verlagsgeschichte im Dritten Reich erfahren die Vereinbarungen und die Verhältnisse zwischen dem Verleger und seinen Mitgesellschaftern, v. a. mit Jakob Sichel, besondere Aufmerksamkeit (vgl. S. 43–55), was dann im letzten Drittel des Buches an eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Schicksal der jüdischen Familie und dem Umgang der Madsacks mit dieser anschließt (S. 373–421).

Indem die Studie auch das publizistische Engagement von Luise Madsack und das Wirken der Söhne genauer nachzeichnet, wird deutlich, dass hier eine Verlegerfamilie im strengen Sinne entstanden war, die sich unter den wechselnden Zeiteinflüssen immer dem Journalismus verschrieb. Neben diesen zentralen Figuren der Verlagsgeschichte hat Flemming auch zu den Biografien des redaktionellen Personals Details zusammengetragen. Er fördert zu Tage, wie sich die Redaktion zusammensetzte, woher sich die Redakteure rekrutierten, welche Denk- und Meinungshorizonte sich zu unterschiedlichen Zeiten etablierten und wie sie miteinander konkurrierten. Kombiniert und gestützt wird dieser Schwerpunkt durch eine Analyse der Zeitungsinhalte, die in den Kontext der jeweiligen Zeit gestellt werden und wodurch auch die generelle Mentalität der Presse mit ihrem Gespür für öffentliche Stimmungen und dem Anspruch auf Meinungsmacht eine genauere Konturierung erfährt.

So schafft das Buch u. a. Einblicke in die Herausforderungen, Verflechtungen und Dilemmata publizistischen Arbeitens vor und im Ersten Weltkrieg, in der Formierungsphase und Auflösungsphase der Weimarer Republik und schließlich in der NS-Diktatur. Flemming vermag es, dem Leser häufig tatsächlich, »die Menschen, die zum Gelingen der Zeitung beigetragen haben, in ihrer ganzen Fülle und Widersprüchlichkeit vor Augen zu führen« (S. 16). Kontextualisiert werden diese Interpretations-

versuche immer durch ausführlichen Bezug auf die politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und organisatorischen Umstände. So erscheint das Wirken der Verlegerfamilie und der Journalismus des »Hannoverschen Anzeigers« als Spiegel der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland. Die umgreifende historische Rekonstruktion gelingt Flemming durch Verfahren »dichter Beschreibung« (S. 11). Die breite Quellenbasis wird geschickt miteinander verknüpft, um dort plausible Zusammenhänge zu schaffen, wo evidenzbasierte Argumentation aus Ermangelung an stichhaltigerem Material einfach nicht möglich ist. Flemming häuft dabei nicht nur die Fakten aufeinander und erdrückt den Leser damit, sondern beweist sich auch als Erzähl talent. Dieser Gestus der Fiktionen des Faktischen zeichnet die Studie aus und macht sie nicht nur informativ, sondern unbedingt lesenswert.

HENDRIK MICHAEL, BAMBERG

Konrad Dussel

Bilder als Botschaft. Bildstrukturen deutscher Illustrierter 1905–1945 im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft und Publikum

Köln: Halem, 2019, 551 S.

Um es gleich zu Beginn vorwegzunehmen: Konrad Dussel hat mit seinem Buch eine umfangreiche, empirisch gesättigte Untersuchung von Illustriertenbildern vorgelegt, die ihresgleichen in Breite und Tiefe sucht. Der Titel nimmt auf Marshall McLuhans berühmtes Diktum »the medium is the message« direkt Bezug, indem es konstatiert, dass die Bilder der Illustrierten die Botschaft seien. Pro Jahrgang wurden sechs Hefte (Nr. 7, 8, 9, 37, 38, 39) von drei wichtigen Illustrierten des Untersuchungszeitraums 1905–1945 – »Berliner Illustrierte Zeitung« (BIZ), »Woche« (WO) und »Illustrierter Beobachter« (IB) – einer quantitativen Bildinhaltsanalyse unterzogen. Die Untersuchung beschränkt sich nicht auf klassische Nachrichtenbilder, sondern nimmt alle redaktionellen Bilder, angenommen Rätsel und Anzeigen in den Blick. Die Datenbasis umfasst damit mehr als 30.000 Bilder. Zusätzlich wurden qualifizierende Einzelfallbetrachtungen hinzugezogen.

Dussel steckt zunächst breit das Umfeld der Illustrierten ab: So erfährt der Lesende einiges über Auflagenhöhen, Chefredakteure und An-

gestellte, die Bildproduzenten, wo sich Informationen finden. Unterschiede in der Gestaltung der Illustrierten werden aufgezeigt und erklärt, wenn zum Beispiel darauf hingewiesen wird, dass die WO erst ab 1924 mit einem Titelbild versehen wurde, die BIZ hingegen von Anfang an ein solches aufwies: War die WO eine Abonnementzeitung der gehobenen Schichten, so setzte die BIZ auf den Straßenverkauf und war auf den Eyecatcher auf dem Titel angewiesen. Auch die Entwicklung hin zur Bildreportage nach der Hyperinflation als Reaktion auf die vermehrte Verwendung von Fotografien in Tageszeitungen wird thematisiert. Bei der Inhaltsanalyse unterscheidet Dussel nach drei Großthemen – Politik, Bildung und Unterhaltung – die eingehender untersucht werden. Das Politische ist auf die Personalisierung angewiesen, in der Person materialisiert sie sich. Über die Zeitläufte ändern sich erwartungsgemäß die Prozentzahlen; Krisenzeiten zeigen eine noch höhere Anzahl von Akteuren. Die Rubriken »Bildung« und »Unterhaltung« beeinflussen sich gegenseitig, unterliegen Schwankungen und sind wie alle Medien auch von der Leserschaft abhängig. Da eine Rezeptionsanalyse nicht mehr möglich ist, bleibt Dussel hier sehr zurückhaltend – und doch kann man durchaus konstatieren, dass die WO primär das Bürgertum bediente, die BIZ sich der Unterhaltung breiter Bevölkerungsschichten verschrieben hatte und der IB lange Zeit vordergründig ein Parteiorgan war, das die Anhängerschaft politisch beeinflussen wollte. Der Beitrag von Patrick Rössler verdeutlicht zudem die Vielfalt der Berichtsansätze, die sich zwischen den Illustrierten nur selten überschneiden.

Kurzum: Mit Dussels Buch kann man intensiv in die Welt der Illustrierten eintauchen. Einziges wirkliches Manko ist die Größe der Abbildungen, die die beschriebenen Bilder oftmals nur erahnen lassen oder im Grau versinken. Doch das tut dem eigentlichen Inhalt keinen Abbruch.

WENKE NITZ, POTSDAM

Eberhard Demm

Censorship and Propaganda in World War I. A Comprehensive History

London: Bloomsbury Academic, 2019, 329 S.

Das Buch präsentiert in englischer Sprache ausgewählte Texte Eberhard Demms zum

Themenfeld Propaganda und Zensur, wobei letztere nur in einem von zwölf Kapiteln eine zentrale Rolle spielt. Die einzelnen Kapitel gehen teils auf seine Beiträge zur bekannten online-Enzyklopädie »1914-1918-online« zurück, teils stellen sie auch erweiterte Fassungen aktueller Veröffentlichungen dar oder fußen auf seinen älteren Untersuchungen, die partiell aktualisiert wurden.

In Kombination bieten die teils hervorragenden Kapitel – hervorzuheben sind etwa dasjenige über spezielle Zielgruppen von Propaganda, was insbesondere Kinder, Soldaten und nationale Minderheiten fokussiert (S. 91–137) und mit einer Differenzierung zwischen intendierter Propagandawirkung und nicht beabsichtigten Effekten bei anderen als den gemeinten Zielgruppen beispielhaft auf die analytischen Fallstricke der Propagandaforschung verweist (S. 134), aber auch dasjenige zur Anti-Kriegs-Propaganda (S. 159–175) – einen Überblick über zahlreiche am Krieg beteiligte Länder, ihre Propagandainhalte und Methoden. Dem begrenzten Raum geschuldet bleibt dieser Überblick freilich oft auf Schlaglichter beschränkt. Daher kommen die systematische Abgrenzung der einzelnen Länder voneinander und die Entwicklungen der Propaganda über den Kriegsverlauf hinweg teils etwas kurz.

Dies führt auch dazu, dass einzelne, starke, zusammenfassende Thesen zur Propaganda im Ersten Weltkrieg nicht immer so eindeutig bleiben können, wie sie zunächst scheinen. Wenn es etwa heißt, mit Ausnahme Italiens hätten »all governments« behauptet, den Krieg zu führen »only in order to defend the fatherland« (S. 53), dann aber etwa mit Blick auf Großbritannien kurz erwähnt wird, dass der Krieg hier – erfolgreich – über die Verteidigung Belgiens legitimiert wurde, während etwa das Beispiel der USA völlig ausgeblendet wird (S. 54), so bleiben durchaus offene Fragen zurück. Auch die einleitend suggerierte (S. 1 f.) und im Text immer wieder anklingende These, dass Propaganda letztlich immer herrschenden Eliten diene, hätte stellenweise eine stärker explizite Erörterung verdient, etwa dort, wo auf die Aktivitäten einzelner Personen, wie in der White-Feather-Bewegung, eingegangen wird, die letztlich mit größerem Nachdruck im Sinne der nationalen Bedürfnisse, wie sie sie sahen, handelten, als es die offizielle Propaganda tat (S. 59, 76 f.).

Zu diesem Problem mag auch beitragen, dass letztlich nicht explizit geklärt wird, was genau unter Propaganda verstanden und was davon abgegrenzt wird. So heißt es zum Beispiel an einer Stelle, »photos« wären im Kriegsverlauf durch Propaganda »penetrated« worden, womit sie also als eines ihrer Zielobjekte identifiziert werden, nur um einen Absatz später als »one of the most convincing vehicles of propaganda« zu einem ihrer Bestandteile zu werden (S. 73). Problematisch scheint auch die wiederholt aufscheinende Annahme einer starken Wirkung von Propaganda, die beispielsweise selbst den US-Präsidenten maßgeblich beeinflusst habe (S. 67), ohne dass es jedoch Belege dafür gibt, die über zeitliche Parallelität von Handlungen und Propaganda hinausgingen (z.B. S. 212). In einem dedizierten Kapitel zu dieser Frage (S. 177-190) wird gar explizit betont, dass letztlich nur diejenigen auf Propaganda reagierten, die ihren Inhalten gegenüber von vornherein aufgeschlossen waren (S. 180), während sich deutliche Veränderungen der Kriegslage jedes Mal rasch im »mood of the population« niederschlugen (S. 185). Dennoch scheint es Demm wichtig, eine auf die Rezipienten gemünzte Wirkung der Propaganda finden zu können, die er letztlich darin ausmacht, dass sie bestehende Ansichten zum Krieg bestärkt habe (S. 190).

Insofern ist das Buch sicherlich ein für den Einstieg in das Thema der Propaganda im Ersten Weltkrieg bereichernder Überblick, der mit seinen teils hervorragenden Einzelkapiteln, zahlreichen Schlaglichtern, ausgewählten Kurzbiografien, beispielhaften Abbildungen und Organigrammen einen Grundstock für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema bietet und weitergehende Fragen aufwirft. Eine »comprehensive history of censorship and propaganda in World War I« ist es aber nicht.

CHRISTIAN GÖTTER, MÜNCHEN

Manfred Bosch (Hg.)

»Sie gehören zum literarischen Familien-Phänomen Mann dazu«. Der Briefwechsel zwischen Viktor Mann und seinem Verleger

Konstanz: Südverlag, 2020, 448 S.

Dieser Band bietet bemerkenswert instruktive Informationen nicht nur für Kenner und Freunde der Familie Mann, sondern ebenso

tiefe Einblicke in das Presse- und Verlagswesen der Jahre vor der Entstehung der beiden deutschen Staaten und der literarischen Netzwerke mit allen ihren Intrigen und Animositäten. Vor allem aber ist er Denkmal einer Verleger-Autor-Beziehung, wie sie im heutigen Verlagswesen selten geworden ist. In intensiver Weise begleiten der Verleger Johannes Weyl und der Lektor des Südverlags Ludwig Emanuel Reindl über zwei Jahre das Werden des von ihnen angeregten Werkes des jüngeren Bruders von Heinrich und Thomas Mann »Wir waren fünf«. Ganz zu Recht weist der Herausgeber darauf hin, dass eine Autorenkorrespondenz dieses Ausmaßes und dieser Qualität einzigartig und für die neuere Verlagsgeschichte von großem Wert ist. Der Leser erhält Aufschluss über das gesamte Spektrum der für einen Verlag wichtigen Überlegungen und Tätigkeiten von der Programmgestaltung und dem damit einhergehenden Verlagsprofil, der Autorengewinnung und -betreuung über die Titelfindung und sorgfältigen Erwägungen zu Umfang, Illustrationen und Ausstattung, der Auswahl der Druckerei bis zur Kalkulation von Buchhandelspreisen und Honoraren sowie der Planung von Vorabdrucken, Lesereisen des Autors und Werbung. In den souveränen und gedankenreichen Briefen Viktor Manns zeigt sich eine vielschichtiger und reflektierter Persönlichkeit als man nach der einen oder anderen Äußerung von Thomas Mann vermuten musste, so dass die Edition auch von dieser Seite gewinnbringend ist und dem Bild der Familie neue Facetten hinzufügt. Sozialgeschichtlich bezieht sich der Wert der Briefe auch aus den Einblicken in die überaus schwierige Lebenssituation in den Jahren 1947 bis 1949 und die subjektiv keineswegs als so epochal und auf einen Schlag alles verändernd empfundene Währungsreform in den Westzonen. Selten hat der Rezensent die Erläuterungen eines Herausgebers nicht nur während der Lektüre mit solchem Gewinn um Belehrung befragt, sondern mit Vergnügen noch ein weiteres Mal in einem Zug gelesen.

Nicht zuletzt hat die Edition ihren Wert darin, dass sie mitten in die Auseinandersetzungen zwischen sogenannter Innerer Emigration und den ins Exil vertriebenen Schriftstellern führt. Bemerkenswert, wie allgegenwärtig für Viktor Mann die Hetze gegen den

Emigranten Thomas Mann, aber auch gegen dessen Kinder Erika und Klaus war, der mörderische Geist sich nicht nur fruchtbar noch zeigte, sondern sich auch laut und ohne Scham äußerte. Er habe sich bei den Angriffen gegen seine Brüder während des Dritten Reichs weniger ärgern müssen, schreibt Viktor Mann, habe er doch gewusst, dass es sich um die »Wut von Untermenschen« handele, und er sei somit stolz gewesen: »Was soll man aber sagen, wenn heute ein großer Teil der Presse mit allen Mitteln der Fälschung und des Stillschweigens immer wieder Hass sät?« (S. 202f., 211).

Nach Manfred Boschs »Die Manns am Bodensee« und der von ihm mit einem Nachwort versehenen Neuauflage des Werks von Viktor Mann bietet die jetzt vorliegende Edition einen weiteren interessanten Beitrag zur Mannforschung und zugleich auch zur Geschichte des Südverlags.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Siegfried Lichtenstaedter

Siegfried Lichtenstaedter (1865–1942). Prophet der Vernichtung. Über Volksgeist und Juden Hass

Hg. von Götz Aly. Frankfurt am Main: Fischer, 2019, 288 S.

Siegfried Lichtenstaedter war ein 1865 in Bauersdorf geborener deutscher Jurist, Orientalist, Homosexueller und Jude, der nach seinem Studium als Verwaltungsjurist tätig war, als bayerischer Beamter unter Pseudonym über den Orient publizierte und Satiren schrieb. 1942 wurde er im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet. Als aufmerksamer Beobachter des Zeitgeschehens – seit 1922 las er auch den »Völkischen Beobachter« – und seiner Zeitgenossen entging ihm nicht das schon vor 1933 hervortretende eliminatorische Moment im deutschen Antisemitismus. Damit war er zwar nicht ganz allein, nur wenige aber analysierten die Vernichtungswünsche vieler ihrer Mitmenschen und die sozialen, politischen und ökonomischen Motive für den immer wieder aufbrechenden Hass gegen Minderheiten ähnlich hell- und scharfsichtig. Es ist Götz Aly zu danken, dass er auf die Bedeutung des Werkes Lichtenstaedters hingewiesen und Teile davon wieder zugänglich gemacht hat. Lichtenstaedter hatte 1897 sein erstes Buch gegen den Kolonialismus

geschrieben, sein Werk ist geprägt durch einen humanen Hass auf Nationalismus, Verfolgung von Minderheiten, Antiliberalismus und Intoleranz; man darf bedauern, dass es wieder derart aktuell ist.

HOLGER BÖNING (BREMEN)

Matthias Karmasin / Christian Oggolder (Hg.)

Österreichische Mediengeschichte. Bd. 2: Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)

Wiesbaden: Springer VS, 2019, 328 S.

An einen Herausgeberband sind nicht dieselben Ansprüche zu richten wie an eine Monografie. Das gilt auch für eine nationale Mediengeschichte und auch für das zweibändige Sammelwerk von Matthias Karmasin und Christian Oggolder. Der Band setzt die verdienstvolle Arbeit fort, die 2016 mit Erscheinen des ersten Teils begonnen wurde. Dieser hatte seine Beiträge mit den »frühen Drucken« um 1500 beginnen und mit dem Ende des Ersten Weltkriegs enden lassen. 1918 sollte dort eine Zäsur in der »Ausdifferenzierung des Mediensystems« setzen (Karmasin/Oggolder 2016).

Teils in kürzeren Etappen, teils das 20. Jahrhundert übergreifend werden Presse, Hörfunk und Fernsehen sowie Internet in Österreich beschrieben. Der Schwerpunkt liegt wie im ersten Band auf Nachrichtenmedien. Man kann lesen, wie die österreichische Presse und ihr Beitrag zur Integration nach Ende der Monarchie eingeordnet wird (Melischek/Seethaler), wie die Massenmedien im austrofaschistischen Ständestaat und nach dem Anschluss an das deutsche, nationalsozialistische Deutsche Reich umorganisiert und kontrolliert wurden (Moser, Oggolder), wie Nachrichtenmedien in der Besatzungszeit gestaltet wurden (Mueller) bis hin zu zeitgeschichtlichen Überlegungen zu einer Social Media-Geschichte (Schwarzenegger). Besondere thematische Akzente setzen Beiträge zur Internetgeschichte »als technische Infrastruktur« (Rastl/Oggolder) und zu Plakaten (Schwarz). Leider enthalten nur zwei Beiträge Fotos und Reproduktionen. Man hätte sich mehr Illustrationen im Band gewünscht.

Es gibt etliche Beiträge, die seltsam unmotiviert chronologische, mediensystematisch geordnete Deskriptionen liefern. Spannender sind die Aufsätze, die sich für spezifische Fra-

gestellungen interessieren und sich dafür empirische Zugänge erarbeitet haben, wie die Studie von Marion Krammer und Margarethe Szeless, die das »Berufsfeld Pressefotografie« im Jahrzehnt nach 1945 erforscht haben. Sie haben ein Untersuchungsdesign entwickelt, das einen biografischen Ansatz mit einem Verständnis von Pressefotografie als arbeitsteiligem und marktwirtschaftlich organisiertem Feld verbindet. Dieser Beitrag sticht auch deshalb heraus, weil er (wie auch einige der anderen Texte) auf eigener Quellenarbeit basiert.

Friedrich Krotz versucht abschließend aus seinem Verständnis von Mediatisierung heraus, einen »roten Faden« für beide Bände zu entwickeln. Das kann nur bedingt gelingen und wirkt etwas konstruiert, weil die Mediatisierungsperspektive kein gemeinsam vereinbarter Nenner aller Beiträge gewesen ist.

Es ist gut, dass nun auch der zweite Band erschienen ist. Österreichische Mediengeschichte ist dank der Initiative von Karasin und Oggolder leichter zugänglich geworden (gerade auch für die deutsche Leserin). *Die österreichische (Nachrichten-)Mediengeschichte* muss allerdings noch geschrieben werden. Vielleicht monografisch mit vielen Bildern?

MARIA LÖBLICH, BERLIN

Sebastian Schäfer

Rudolf Olden – Journalist und Pazifist. Vom Unpolitischen zum Pan-Europäer. Moralische Erneuerung im Zeichen moderner Kulturkritik

(Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 8), Stuttgart: Steiner, 2019, 438 S.

Die vorliegende Dissertationsschrift spürt dem Leben des Journalisten Rudolf Olden (1885–1940) nach. Über diesen Biographen Hindenburgs, Stresemanns und Hitlers schrieb schon 1959 Alfred Kantorowicz, kein Mensch wisse mehr, »welche Bedeutung als Publizist, als Historiker und als Strafverteidiger – zum Beispiel im Ossietzky-Prozess – er in der Weimarer Republik gehabt hat« (S. 7). Es ist das Verdienst Sebastian Schäfers, diesem Vergessen entgegenzuwirken. Trotz eines stellenweise recht schmalen Fußnotenapparats ist dem Verfasser eine Würdigung gelungen, die den Journalisten Olden aus der Perspektive der Ideengeschichtsschreibung und Friedensforschung betrachtet.

Rudolf Olden stammte aus großbürgerlichen Verhältnissen und kam im Zuge des rechtswissenschaftlichen Studiums auch mit dem Neukantianismus in Berührung. Die Juristerei versenkte ihn »mit ihrem sanften Hauch in das einschläfernde Gleichmaß des täglichen Lebens« (S. 44), als Mittel sozialer und politischer Anwaltschaft entdeckte er sie erst in der Weimarer Republik wieder. Lieber bewegte sich Olden in den Kreisen der Wiener Moderne und zog als Dragoner begeistert in den Ersten Weltkrieg. Die Novemberrevolution, Kontakte zur Sozialdemokratie und der Einfluss seines journalistischen Umfelds in Wien begünstigten nach dem Krieg die Hinwendung zum Pazifismus und Linksliberalismus. Stationen in der Ersten Republik u.a.: »Der Neue Tag«, »Der Friede«, »Der Tag«, »Er und Sie – Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik«. Einige Positionierungen dieser frühen Journalistenjahre: Der »große[n] Masse des Bürgertums« attestierte Olden, sie sei »monarchistisch, militaristisch, antisemitisch« geblieben (S. 92). Er vertrat den Standpunkt, auch Pazifisten dürften sich mit Gewalt wehren und spielte als Pan-Europäer feuilletonistisch mit der Idee einer »Groß-Schweiz« (S. 131). 1923 schrieb er schon vor Hitlers Putschversuch, dass dieser »den Bestand der Demokratie in Deutschland tödlich bedroht« (S. 139). Der »Weltbühne«-Herausgeber Siegfried Jacobsohn vermittelte Olden 1926 in die Redaktion des »Berliner Tageblatts«; die »ideelle Verbindung zwischen dem Wiener Pazifisten und der »Weltbühne« verlief« zu jener Zeit »entlang folgender Punkte: Bekenntnis zur republikanischen Staatsform, Kampf gegen Nationalismus und Militarismus, Aussöhnung mit Frankreich, Justizkritik und [...] der Kampf gegen die Kriminalisierung von Homosexualität und Schwangerschaftsabbrüchen« (S. 191).

Mit Theodor Wolff verband Rudolf Olden ein freundschaftliches Verhältnis; unter ihm arbeitete er bis 1931 als Mitglied der »Tageblatt«-Redaktion. Es folgte bis zur Flucht 1933 eine Phase als freier Journalist, in der er zuletzt mit Heinrich Mann und Albert Einstein den Kongress »Das freie Wort« einberief. Das Schiff, mit dem Rudolf Olden im September 1940 Großbritannien in Richtung Amerika verließ, beherbergte 400 Passagiere, darunter 92 evakuierte Kinder; die Natio-

nalsozialisten torpedierten es. An einen der Ertrunkenen erinnert würdevoll die vorliegende Biographie. SIMON SAX, BREMEN

Walter Schübler

Anton Kuh. Biographie

Göttingen: Wallstein, 2018, 575 S.

Der pazifistische Journalist und Schriftsteller Anton Kuh gehörte durch seine bissigen Polemiken (Bonmot: »Nur nicht gleich sachlich werden! Es geht ja auch persönlich.«), giftigen Satiren, scharfe Zeitkritiken und vor allem seine zahlreichen Stegreif-Reden im Berlin der 1920er und frühen 1930er Jahre zu den intellektuellen Ausnahmeerscheinungen, wozu nicht zum mindesten sein extravaganter antibürgerlicher Habitus als Bohemien mit exaltiertem Gebaren beitrug. 1890 in Wien geboren, entstammte er einer jüdischen Prager Journalistenfamilie. Seit 1921 lebte er in Berlin und schrieb von dort für Berliner, Wiener, Prager, zeitweise auch Münchener Zeitungen und Zeitschriften (u.a. »Prager Tageblatt«, »Berliner Tageblatt«, »B.Z. am Mittag«, »Querschnitt«, »Weltbühne«). 1927 versuchte er sich außerdem im neuen Medium Rundfunk (»Funk-Stunde«, Berlin); beließ es aber bei wenigen Auftritten vor dem Mikrophon, weil er wohl darüber erschrocken war, wie seine Stimme aus den Rundfunkgeräten klang. Im gleichen Jahr begann er auch als Drehbuchautor für den Film zu arbeiten, darunter auch Operettenfilme (z.B. 1930 »Das Land des Lächelns« mit Richard Tauber). Als frühzeitiger Warner vor dem Nationalsozialisten ging er 1933 nach Paris und lebte seit 1935 abwechselnd dort und in London, ehe er nach dem sogenannten Anschluss Österreichs 1938 in die USA emigrierte. Walter Schübler, der österreichische Publizist, Schriftsteller (Schwerpunkt: Biographien) und Herausgeber einer siebenbändigen Ausgabe der Werke von Kuh (2016), legt eine Biographie mit wissenschaftlichen Anspruch vor, mit etlichen Fußnoten, einem Anhang mit annähernd 100 Seiten an Belegen der zitierten Quellen und Literatur sowie einem vorzüglichen kombinierten Personen- und Werkregister. Schübler beschreibt Kuhs Biografie entlang der Chronologie von Kuhs Artikeln, Kritiken, Essays, seiner Mitwirkung in Rundfunk und Film und vor allem seiner rund 50 Stegreif-Reden zu zeitgenössisch herausfor-

dernden Problemen (bspw. Judentum; Sexualmoral; Nationalsozialismus). Diese Reden versteht Schübler als die eigentlichen »Hauptwerke« von Kuh und folglich bilden sie die »Wegmarken« dieser exzellenten Biografie (im vorliegenden Buch sind Ort, Datum und Thema dieser Reden eigens aus dem Satzspiegel gerückt). Schüblers Rekonstruktion insbesondere der ersten dieser Reden sowie der Presseberichte und -kommentare über sie sind kommunikationshistorisch deshalb bemerkenswert, weil sie aufschlussreiche Informationen über einen Ausschnitt der bislang wenig beachteten, unvermittelten öffentlichen Kommunikation liefern.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Erik Koenen

Erich Everth – Wissenstransformation zwischen journalistischer Praxis und Zeitungskunde. Biografische und fachhistorische Untersuchungen

(Kommunikationsgeschichte, Bd. 31), Berlin: LIT-Verlag, 2019, 690 S.

»Was kümmert Zeitungskunde den Pressemann?« So fragte Erich Everth 1926 in seinem ersten Aufsatz als Professor, erschienen 1926 im Fachorgan »Deutsche Presse«. Erst einen Monat zuvor war er, der »Pressemann«, auf den ersten Lehrstuhl an einer deutschen Universität eben für Zeitungskunde an der Universität Leipzig gekommen. Bei vielen der bedeutendsten deutschen Tageszeitungen hatte er zuvor gearbeitet, war Chefredakteur des »Leipziger Tageblatts« gewesen, dann Leitartikler für die »Vossische Zeitung«, Leiter des Kulturteils der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«, Wiener Korrespondent des »Berliner Tageblatts«. Jetzt, mit 48, wechselte er also in die Wissenschaft. Und es »kümmerte« ihn, nun eine Art vermittelnde Scharnierfunktion zwischen Praxis des Journalismus und der Wissenschaft, die sich ihrer annahm, einzunehmen – oder in den Worten Erik Koenens den »originären wechselseitigen Verwissenschaftlichungsprozess vom Berufsfeld der Presse hin zur Zeitungskunde und zurück einzufangen« (S. 317).

Was kümmert uns heute dieser frühe Fachvertreter, der die Professur nur knapp sieben Jahre innehatte, der im April 1933 von den neuen Machthabern aufgrund »politischer

Unzuverlässigkeit« zwangsbeurlaubt und bald emeritiert wurde, der 1934 gestorben ist? Erik Koenen gibt darauf in seinem bereits 2015 an Everths einstiger Wirkungsstätte, der Uni Leipzig, als Doktorarbeit angenommenen Werk eine fast 700-seitige Antwort. Quellen-gesättigt ist sie, überaus gründlich mit 2.998 Fußnoten. Und sehr lesenswert – wenngleich, »dicht« geschrieben, kein einfacher Lesestoff.

Die Gliederung folgt recht eng der Biographie Everths; die Darstellung bietet aber weit mehr als eine »Nacherzählung« der Lebens- und Karrierestationen sowie eine eingehende Analyse des Werkes und der Wirkung. Vielmehr dient der »biographische Längsschnitt [nur] zur Orientierung« (S. 57). Eingehend werden eingangs der Hauptteile umfassend methodische Überlegungen ausgebreitet, die zu »deskriptiv-hermeneutischen Schema[ta]« zur eingehenden Analyse von »Journalismus als Beruf« (S. 81–87), dann zu »Wissenschaft als Beruf« (S. 355–361) verdichtet und dann konsequent umgesetzt werden. Weiter werden alle Presseorgane, bei denen Everth gewirkt hat, eingehend vorgestellt und im publizistischen wie auch zeithistorischen Umfeld verortet, wird der Wissenschaftsdiskurs der 1920er Jahre um die junge Disziplin der Zeitungskunde nachvollzogen, Everths Stellung dazu und darin expliziert und vieles andere mehr.

Wie es zur Berufung Everths kam, der von der Fakultätskommission auf der Liste nur als dritter platziert worden war, vom Ministerium aber vorgezogen wurde, das ist ein kleiner, auf gut zwanzig Seiten sorgsam ausgebreiteter »Wissenschaftskrimi« am Rande. Und interessante, teils skurrile Einblicke in den akademischen Alltag in der Weimarer Republik bietet auch die Darstellung der mehr als 50 Promotionsverfahren, an denen der Leipziger Ordinarius beteiligt war – in einem Fach, dass seine Stellung gegenüber skeptischen, auch missgünstigen Kollegen erst finden musste. Dass die Position der Zeitungskunde 1933 formal gestärkt, doch schlicht für die Propagandazwecke des totalitären Staates instrumentalisiert wurde und mehr als die Hälfte der Fachvertreter – so auch der vormalige liberale Zeitungsmann Everth, der nun als Wissenschaftler öffentlich für die Pressefreiheit eintrat, – durch den rasch »eskalierenden Legalterror« herausgedrängt, entlassen, auch verfolgt wurden, auch das ist eine Rand-

geschichte, die Koenen anschaulich exemplarisch erzählt.

Zentraler ist, dass es in dem umfangreichen Werk gelingt, die weit kontextualisierte Lebensbeschreibung und die Analyse der fachlichen Leistung Everths zusammenzuführen und seinen wichtigen, wenn auch nicht sehr wirkmächtigen Beitrag zur Entwicklung der Zeitungskunde luzide herauszuarbeiten. Ausgerechnet der »Praktiker« Everth, so stellt Koenen resümierend fest, entwickelte »eine originär sozialwissenschaftliche Sicht auf Journalismus, Presse und Öffentlichkeit, in der sich funktionale und organisationssoziologische Denkmotive wechselseitig ergänzten« (S. 606). Im Fokus hatte er dabei stets das Idealbild eines ethisch fundierten »Journalismus, der nicht seinen privaten Gesinnungen und Überzeugungen frönt, sondern eine gesellschaftliche Funktion, eben das Vermitteln öffentlicher Interessen erfüllt« (ebd.). Erik Koenen ist ein Buch gelungen, das Maßstäbe setzt für die biografiebezogene Fachgeschichtsschreibung.

MARKUS BEHMER, BAMBERG

Péter Urbán

Wie das Blatt an der Baumkrone. Die deutschsprachige Presse in Bratislava (1919–1929)

(Presse und Geschichte, Bd. 112), Bremen: edition lumière, 2018, 176 S.

In seiner an der Comenius-Universität in Bratislava 2013 abgeschlossenen germanistischen Dissertation interessiert sich Péter Urbán für die Struktur der deutschsprachigen Presse in Bratislava während der Jahre von 1919 bis 1929. In diesem Jahrzehnt kam es in der bis dahin überwiegend deutschsprachigen ehemaligen Krönungsstadt des Königreichs Ungarn, die nach der politischen Neuordnung in Europa nach dem Ersten Weltkrieg zur Hauptstadt des slowakischen Teils der neugegründeten Tschechoslowakischen Republik wurde, zu einem Gründungsboom von deutschsprachigen Periodika. Neben fünf bereits bestehenden deutschsprachigen Zeitungen entstanden elf derartige Blätter, von denen sich die meisten jedoch nur wenige Jahre am Markt zu halten vermochten. Zudem kamen 30 deutschsprachige sowie 17 weitere mehrsprachige Zeitschriften heraus, deren redaktioneller Teil auch in deutscher Sprache präsentiert wurde. Diese 57 Zeitschriften ent-

fielen auf die vier Segmente Kultur, Humor, Theater und Wirtschaft. Bei den neugegründeten Zeitungen handelte es sich allerdings nur in zwei Fällen (»Republik«, »B.Z. am Morgen«) um täglich erscheinene, kurzlebige Blätter, während die übrigen wöchentlich erschienen und damit pressetypologisch wohl auch den Zeitschriften zuzuordnen wären. Urbán beschreibt die Periodika nach äußeren Strukturmerkmalen (Zahl, Form, Erscheinungsweise, Preis, Auflage, politische Richtung), dringt von diesen Phänomenen nur in Nebenbemerkungen zu den gesellschaftlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Ursachen und Zusammenhängen bzw. zur Struktur der Leserschaft dieser Neugründungen vor. Auch hätte man gerne erfahren, ob die Periodika über Bratislava mit seinen knapp 38.000 deutschen Einwohnern (1930) hinaus verbreitet waren. Aufschlussreich sind zwei Befunde über Funktionen der Periodika: Die Gründung von parteiorientierten Zeitungen erfolgte – ähnlich wie in den 1920er Jahren im multiethnischen Riga – häufig, um Leser für die Wahlen zu mobilisieren; eine wichtige Funktion der Zeitschriften beschreibt Urbán als »Bindeglied« unter der deutschsprachigen Bevölkerung.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Miriam K. Sarnecki

Doppelte Ungleichzeitigkeit. Die C.V.-Zeitung von 1925 bis 1933. Zeitzeugnis eines Pionierprojekts postkolonialer Akkulturation

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2018, 298 S.

Mit dieser Dissertation liegt nach der Promotionsschrift von Reiner Bernstein (1969) und der Masterarbeit von Sabine Steinhoff (2004) nun eine weitere monographische Studie vor, die explizit das zwischen Mai 1922 und November 1938 zumeist wöchentlich erschienene Periodikum des 1893 gegründeten Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der größten jüdischen Organisation der Weimarer Republik, zum Gegenstand hat: die »C.V.-Zeitung« (CVZ). Sie bietet, so die Autorin Miriam Sarnecki, »ein lebhaftes Diskussionsforum, in dem die demokratische Haltung, die sich das deutsche Judentum von der Mehrheitsgesellschaft wünscht, unausgesprochen bereits realisiert und demonstriert wird« (S. 14). Es

ist das Verdienst der Verfasserin, für den Untersuchungszeitraum 1925 bis 1933 kenntnisreich der titelgebenden These nachzugehen, der zufolge das »Akkulturationsprojekt des Centralvereins [...] sich [...] als anachronistisch [erweist], jedoch nicht nur im Sinne einer »Verspätung«, mit der das deutsche Judentum an aufklärerischen Grundsätzen des 18. und 19. Jahrhunderts festhält, die im zeitgenössischen deutschen Umfeld längst unpopulär geworden sind, sondern zugleich im Sinne einer Vorwegnahme selbstbewusster Akkulturationsvorstellungen, die ihrer Zeit noch nicht gemäß sind« (S. 9–10).

Die Quellenauswahl und -analyse folgt u.a. theoretischen Überlegungen zum postkolonialen Charakter der in der CVZ manifesten Akkulturationsbestrebungen, womit auf die Kontinuität einer »während der Kolonisation eingeübte[n] rassistische[n] Abgrenzung« verwiesen (S. 8) und der – heute häufig als »Integration« bezeichnete – »Prozess der Identitätsentwicklung« durch die Minderheit genannt ist, »bei dem Loyalitätsbrüche sowohl gegenüber der Mehrheitsgesellschaft [...] als auch gegenüber Forderungen von traditionellistisch eingestellten Vertretern der Herkunftsgemeinschaft nötig sein können« (S. 14–15). Folgt man hier Sarnecki, so ist es weniger Deutschtümelei, in die sich »eine relativ kleine, engagierte und reflektierte Gruppe von Personen im Centralverein« und von CVZ-BeiträgerInnen versteigt (S. 229), vielmehr pflege diese Gruppe das »literarische und philosophische Gedankengut der [deutschen, Anm. d. Verf.] Aufklärung« weiter und akkulturiere »sich an die gesellschaftlichen Ansprüche dieser Geisteshaltung« (S. 21). Dass hierbei auch die jüdische Tradition weiterhin eine Rolle spielt, zeigt etwa der 1929 in der CVZ gedruckte Hinweis der Historikerin und Judaistin Selma Stern »auf die Nähe der Sittenlehre Kants zu derjenigen des Talmuds, auf die Ähnlichkeit des Schiller'schen Pathos mit der Leidenschaftlichkeit der Propheten und auf die Verwandtschaft von Herders sprachlichem Stil mit der Sprache der Bibel« (S. 198).

In »Doppelte Ungleichzeitigkeit« kommen CVZ-BeiträgerInnen durch eine Vielzahl ausführlicher Zitate zu Wort. Einzig, so lässt sich zu diesem, zweifellos lesenswerten Buch anmerken, wird die Frage, wer Teil der »relativ

kleine[n], engagierte[n] und reflektierte[n] Gruppe« der Zitierten, somit des ex post zugeschriebenen »Pionierprojekts postkolonialer Akkulturation« ist, wenig systematisch beantwortet. Schon die Anlage der Studie ermöglicht nur eine beschränkte Berücksichtigung der Mitgliederbasis. Was die VereinsfunktionärInnen und CVZ-BeiträgerInnen betrifft, so hätte möglicherweise eine intensivere Betrachtung generationaler Aspekte mehr Klarheit geschaffen.

SIMON SAX, BREMEN

Erhard Schütz

Mediendiktatur Nationalsozialismus

(Reihe Siegen, Bd. 179), Heidelberg: Winter, 2019, 422 S.

Es handelt sich nicht um eine Thematisierung der nationalsozialistischen »Mediendiktatur« – der Begriff wird gar nicht weiter diskutiert –, sondern um »einen skizzenhaften Kursus« von »Zeitungs-, Illustrierten und Buch-Veröffentlichungen, auch Filme(n), vorzugsweise der Zwanziger- und Dreißigerjahre« (S. 231). In dieser Sammlung früherer Veröffentlichungen aus den Jahren 2000–2015 werden zentrale Topoi des kulturpolitischen und literarischen Diskurses im Nationalsozialismus entwickelt. Insbesondere werden die Selbstinszenierung des Regimes und das hoch ambivalente Verhältnis zeitgenössischer Autoren zur Moderne offengelegt. Erhard Schütz stützt sich vornehmlich auf literarische und print-journalistische Quellen, spürt, in eher essayistischer Manier, immer wieder deren Uneindeutigkeit nach. Es geht nicht darum, die herangezogenen Medien selbst und ihre Potenziale auszutesten, sondern das zu interpretieren, was in ihnen repräsentiert wurde.

Im ersten großen Abschnitt wird »Wunschbildern des Nationalsozialismus in Kultur und Künsten« nachgegangen, überhaupt dem Literaturbetrieb, der, letztlich »vergeblich«, Einheitlichkeit erzwingen wollte. Kritisch positioniert sich der Autor gegen heutige »Monstroisierung, Manichäisierung und Reklamisierung des NS [...], die sich selbst die Verfahren und Muster mit den Nazis« teile (S. 21). Die Unübersichtlichkeit des Feldes und sein »nebulöser« Charakter (S. 27) ergaben sich demnach aus organisatorischen Konkurrenzen und aufgrund des Unvermögens der Nationalsozialisten, zu definieren, was sie überhaupt anstrebten. In der Unterhaltungsin-

dustrie war es nötig, den eigenen Produktionen populäre internationale Filmgenres und Musikstile anzuverwandeln. Die geförderte Sachbuchliteratur war technologischer Modernität verpflichtet, nicht einem überholten Ruralismus (S. 68). Ebenso beim Komplex »Waldvolk« zeigen sich vielfache Ambivalenzen kultureller Wahrnehmung, von der Waldromantik bis zur »Nachhaltigkeit zwischen Holzfrevell und Baumschulen« (S. 95). Die assoziierten Motive von »Wald, Volk, Blut« seien auf eine »Metaphernmaschine« hinausgelaufen (S. 112).

Im zweiten großen Abschnitt über die Bedeutung autotechnischer Mobilisierung, der Autobahnen und des anwachsenden Flugverkehrs werden ebenfalls deren kulturhistorischen Konnotationen aufgeschlüsselt. Neben der krude ausfallenden literarischen Amerika-Wahrnehmung fällt dem Verfasser der »biedere Ernst« auf, mit dem die Urteile präsentiert wurden (S. 159). Diese Wahrnehmung schwankte zwischen »alltagskulturellem Amerikanismus«, Antisemitismus und völlig unrealistischer Einschätzung der deutschen Ethnie in den USA. In den ungeheuer zahlreichen Publikationen zum Autobahnbau – ein multimediales Projekt »von der Rundfunkansprache bis zur Ringschaltung« (S. 185) – habe das Regime ein Monument seines Bestrebens gesetzt, ständige Bewegung zu suggerieren (S. 187). Der »nordische« Mensch, so Fritz Todt, solle durchaus sein Weekend genießen. Auch hier also verbanden sich ideologische Grundmotive mit dem intendierten Übergang zu einer disziplinierten Konsumgesellschaft. Selbst Victor Klemperer, solange er noch sein Auto nutzen durfte, konnte sich der Faszination der Autobahngeschwindigkeit nicht ganz entziehen (S. 201–203). Schließlich geht der Autor Flugerlebnissen, Luftrüstung und Fliegerhelden nach und betont deren Bedeutung in der literarischen Kultur – auch hier überzeugend und vielseitig argumentierend.

Demnach geht es in diesem faszinierenden Buch gerade nicht um die Mediendiktatur des Nationalsozialismus, sondern um die durchdringende Medialität seiner kulturellen Manifestationen.

CLEMENS ZIMMERMANN, SAARBRÜCKEN

Robert E. Lerner

Ernst Kantorowicz. Eine Biographie

Aus dem Amerikanischen von Thomas Gruber. Stuttgart: Klett Cotta, 2020, 553 S.

»Unsere Welt ist dahin«, so schrieb Ernst Kantorowicz am 1. September 1938 kurz vor seiner Emigration über Großbritannien in die USA an Ernst Robert Curtius. (S. 254) Die hier vorliegende großartig recherchierte und mitreißend erzählte Biographie eines jüdischen Gelehrten, der als glühender Deutschnationaler seine weltanschaulichen Wurzeln im George-Kreis hatte, zeigt dem heutigen Leser, dass es nicht nur eine verloren gegangene, sondern in vielerlei Hinsicht auch eine Welt von gestern ist, in der sich dieses Leben bis 1933 vollzog. Oder wäre es heute noch denkbar, dass man als Mediävist mit einer ziemlich zusammenphantasierten Biographie eines mittelalterlichen Kaisers voll lyrischer Emphase und Raunen über Schicksal, Macht und große Herrschergestalten sowie der Widmung »Seinen Kaisern und Helden das Geheime Deutschland« ein breites bürgerliches Lesepublikum ansprechen und zur Berühmtheit werden könnte? Nach 1945 auf eine Neuauflage angesprochen, meinte Kantorowicz: »Man sollte halt ein Buch, das bei Himmler auf dem Nachttisch lag und das Göring an Mussolini mit Widmung verschenkte, in völlige Vergessenheit geraten lassen.« Als eine Waffe im politischen Kampf gegen die Weimarer Republik ist das Werk charakterisiert worden (siehe etwa S. 126f.).

Das lange Zögern vor der Abreise aus Deutschland, das Kantorowicz unschöne Anwürfe eintragen hat, von denen der einer ultrapatriotischen Haltung noch der harmloseste ist, kontert Lerner wohlthuend mit dem Hinweis, es zeige sich bei einer vorurteilsfreien Betrachtung, dass man mit dem Werfen des ersten Steines vorsichtig sein sollte (S. 230), um zugleich zu zeigen, wie schwer und kompliziert es war, sich in den Jahren bis zu den Novemberpogromen zur Emigration nicht zur zu entscheiden, sondern sie auch praktisch zu realisieren. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Kantorowicz in Baltimore schockiert war, dass dort einige Viertel für Juden gesperrt waren, wo doch in dem von ihm gekannten Deutschland Juden prinzipiell in jedes Viertel ziehen konnten. (S. 266) In Berkeley, wo Kantorowicz eine neue wissenschaftliche Heimat und mit seinem »Die beiden Körper des Königs« internationale wissenschaftliche Anerkennung fand, verweigerte er Ende der 1940er-Jahre den Loyali-

tätseid, der ihm in der McCarthy-Ära abgefordert wurde, und schrieb an den Universitätspräsidenten, er sei zweimal als Freiwilliger angetreten, um aktiv mit dem Gewehr gegen Linksradikale in Deutschland zu kämpfen, aber er wisse auch, dass er »durch mein Zusammengehen mit den weißen Bataillonen – indirekt und gegen meine Absicht – dem Nationalsozialismus den Weg und den Zugang zur Macht geebnet habe« (S. 388). Die Anhänger der Kommunistenjäger nannte er nur »die Nazis«. Es sind die intellektuellen Wandlungen eines Mannes, der nicht zuletzt auch durch ein extravagantes Privatleben Interesse findet, die in der Biographie anschaulich und auf breiter Quellengrundlage nachgezeichnet werden. Wissenschaftlich gilt sein in den USA entstandenes Hauptwerk mit seinen Exkursen in die Religions- und Kunstgeschichte bis heute als ein Meilenstein einer Geschichtsschreibung, die auf Vielfalt der Quellen setzt. Er praktizierte die Synthese verschiedenster Disziplinen, längst bevor allenthalben von Interdisziplinarität palavert wurde.

Anfang der 1940er Jahre kämpfte Kantorowicz verzweifelt um die Übersiedlung seiner Mutter in die USA. Sie wurde 1942 in Theresienstadt ermordet. Nach dem 20. Juli 1942 schrieb er, das Land werde durch Terror »all der anständigen Deutschen beraubt werden und nur das gemeinste Gesindel wird am Leben gelassen« (S. 338). Seine Zerrissenheit demonstrierte er mit der Erzählung einer Anekdote, in der eine Emigrantin auf die Frage, ob sie »happy« sei, antwortet »Happy –? Yes! Glücklich? – Nein!« (S. 341). Angesichts der Rassenkämpfe in den USA schrieb er, er fühle sich »wieder einmal, zum zweiten Mal in meinem Leben nach Hitler, »humiliated« (S. 456).

Es ist zu befürchten, dass es kein Zufall ist, dass der emeritierte jüdisch-amerikanische Mittelalterforscher Robert E. Lerner diese Biographie verfasst hat, nicht aber einer der auf diesem Wissenschaftsfeld zahlreichen bundesdeutschen Gelehrten.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Antje Vollmer / Hans-Eckardt Wenzel
Konrad Wolf. Chronist im Jahrhundert der Extreme

(Die andere Bibliothek, Bd. 416), Berlin: Die Andere Bibliothek, 2019, 467 S.

Sein Jüdischsein machte der Arzt, Schrift-

steller und Kommunist Friedrich Wolf nie zum Argument, es war ihm aber stets bewusst. Als der Sowjetbürger im Frühjahr 1945 sehnsüchtig darauf wartet, am Aufbau seiner deutschen Heimat teilnehmen zu können, er aber nicht mit der ersten Gruppe der Zurückreisenden von Moskau nach Berlin fliegen darf, obwohl sein Name auf der Liste steht, schreibt er einen wütenden Brief an den »werten Genossen« Stalin und fragt nach den Gründen: »Ist es, weil ich Jude bin?« (S. 164).

Ein gutes Jahrzehnt später sieht sein Sohn Konrad sich vor ein ähnliches Problem gestellt. Seinem in bulgarisch-deutscher Koproduktion entstandenen Film »Sterne«, der 1959 zu einem Zeitpunkt, da noch niemand das Wort Holocaust kennt, als einer der ersten deutschen Filme den Völkermord thematisiert und die Liebesgeschichte zwischen einer Jüdin und einem Landser erzählt, wird »abstrakter Humanismus« vorgeworfen, weil er Mitgefühl mit den Verfolgten atme, statt die Klassenfrage zu stellen (S. 165). Sein bester Freund, Angel Wagenstein, geboren 1922 in einer sephardischen Familie, entgegnet dem bulgarischen Kulturverantwortlichen: »Herr Minister, für mich ist absolut egal, wenn man Leute tötet, und meistens Kinder, ob diese Kinder zur Bourgeoisie gehören oder zum Proletariat« (S. 331). Ein Verbot wandte solches Argument nicht ab. Der Film wurde gleichwohl in 72 Ländern aufgeführt und berührte viele Zuschauer durch seinen elementaren Humanismus. In Cannes wurde er mit einem Sonderpreis der Jury geehrt.

Seinen ersten Filmauftritt hat Konrad Wolf 1936 in Moskau. Er soll die Frage beantworten, ob seine Mutter ihn schon einmal geschlagen habe. Kinder seien kleine Menschen, habe sie ihm erklärt, man solle Menschen nicht schlagen. Auf den Einwand, dass es aber Menschen gäbe, die andere schlagen, zitiert der Elfjährige in dem Schwäbisch seiner Stuttgarter Kindheit die Mutter, das seien Lumpen, sie schlugen die besten Menschen tot. (S. 65) In solchen Szenen scheint der Einfluss der Mutter auf Konrad Wolf auf, in weit mehr dieses Buches als der des Vaters Friedrich, der als Künstler mit seinem Versuch einer Synthese von aufklärerischer Tradition und revolutionärer Haltung das große Vorbild des Jungen wird (S. 68).

Überhaupt ist es eine Doppelbiographie

von Vater und Sohn, die hier geboten wird. Friedrich Wolf, der Dramatiker, dem Kunst eine Waffe zu sein hatte, berühmt in den Weimarer Jahren durch seinen Kampf gegen den Abtreibungsparagraphen, begann seine politische Laufbahn als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Dresden, er beteiligte sich am Ruhrkampf, sein Buch »Die Natur als Arzt und Helfer« erlebte schnell vier Auflagen, bis es 1935 von den Nazis verboten wurde. Da lebte die Familie Wolf bereits in Moskau.

Seine Söhne Markus und Konrad werden wie der Vater Sowjetbürger, sie sprechen bald Russisch besser als Deutsch, werden Komsolzen und besuchen die russische Schule. Als halbes Kind beginnt für Konrad mit 17 das qualvolle Dasein als Soldat, auf dem Zug durch verbrannte Länder erlebt er die Ukraine und Polen, er muss die mörderische Blutspur verkraften, die seine Landsleute überall hinterlassen haben. Zwei Tage nach der Befreiung des Lagers sieht der russische Leutnant Konrad Wolf Majdanek, erlebt das KZ Sachsenhausen und das Zuchthaus Brandenburg, endlich auch den Trümmerhaufen, der einmal Berlin war. Zu seiner Lebensmaxime wird: »Krieg ist das Schlimmste!« (S. 427).

Trotz alledem hat er am Aufbau jenes Landes teilgenommen, in dem er geboren wurde, auch wenn er es zunächst fremd und wie Feindesland empfindet. Während sein Bruder Markus als Journalist die Nürnberger Prozesse verfolgt und die Familie erfährt, welche der Verwandten des Vaters die zwölf Terrorjahre nicht überlebt haben, beginnt er nach journalistischer Tätigkeit bei der »Berliner Zeitung« und dem Rundfunk sein Studium an der Moskauer Filmhochschule; das Kino sollte eine wichtige Rolle bei der Neufindung in Deutschland spielen. Er wird Regisseur bei der von ihm mitbegründeten DEFA, einer seiner Filme trägt 1968 den Titel »Ich war neunzehn«, eindrucksvoll bis heute verarbeitet er wie in »Mama, ich lebe« seine Kriegserlebnisse. Als jüngster Präsident der Akademie der Künste gerät er ab 1965 in die Auseinandersetzungen zwischen Künstlern und politischer Führung. Der Film »Goya – oder der arge Weg der Erkenntnis« zeugt davon. Die Parteitreue aufzukündigen, blieb ihm bis zuletzt unmöglich.

Die hier vorgelegte Biographie thematisiert in einer tastenden Annäherung die Tragödie

des kommunistischen Intellektuellen, den sein Engagement zwangsläufig in die Nähe von Menschen bringt, die in ihrem Machtgebrauch und Machtgehebe fatal denen ähneln, gegen die er einmal aufbekehrte, als er ein oppositioneller Intellektueller wurde (S. 391). Antje Vollmer und Hans-Eckardt Wenzel haben aus ihren unterschiedlichen Perspektiven ein beeindruckendes Kunstwerk geschaffen (welch wunderbares Kapitel des Sängers Wenzel über die Bedeutung des Lieds für Konrad Wolf etwa, dessen letzter Film dem Sänger Ernst Busch gewidmet ist), das, ohne je zu denunzieren, die Frage stellt, wie ein Mensch Kommunist wurde und es trotz so vieler furchtbarer Erlebnisse blieb. Alle Mitglieder der Familie Wolf kannten den stalinistischen Terror aus eigener Erfahrung, Konrad Wolf aber war es gleich seinem Bruder wichtig, dem Vater nachzufolgen und auf der »richtigen Seite« zu stehen, von ihm hatten die Söhne ihren Grundoptimismus und das Urvertrauen auf die eigene Kraft erhalten: »Zivilcourage, darauf kommt es an« (136f.). Der aus der DDR vertriebene Schriftsteller Thomas Brasch spricht davon, Konrad Wolfs Haltung habe weder mit Anpassung noch mit Kalkül zu tun gehabt, »sondern mit der Sehnsucht eines Fremden, für den das Wort Kommunismus mit seiner Jugend, mit dem Krieg, mit dem Tod, mit der russischen Musik und mit dem Haß auf die Besitzergesellschaft zu tun hatte, aus deren Schoß die Konzentrationslager geboren waren« (S. 415). Der Bruder Markus schreibt, er habe mit Konrad gemeinsam gelitten am Untergang der Utopie, »von der wir zu lange glaubten, sie könne durch die von uns erstrebten Veränderungen des Systems die ihr immanenten freiheitlichen, menschlichen Züge annehmen« (S. 429). Konrad Wolfs Freund Angel Wagenstein, der jüdische Partisan gegen die deutschen Truppen auf dem Balkan, ist sich sicher, dass Konrad der einzige ihm bekannte Mensch sei, der wirklich an gebrochenem Herzen gestorben sei (S. 367).

HOLGER BÖNING, BREMEN

Peter Pirker

Codename Brooklyn. Jüdische Agenten im Feindesland. Die Operation Greenup 1945

Mit einem Fotoessay von Markus Jenewein. Innsbruck: Tyrolia Verlag, 2019, 367 S.

Der vorzüglich ausgestattete und illustrierte Band, der die beeindruckend detaillierten Recherchen des Autors über die sogenannte Operation »Greenup« des US-Kriegsgeheimdienstes »Office of Strategic Services (OSS)« in Tirol während der letzten Kriegsmonate 1945 mit einem Fotoessay des Fotografen Markus Jenewein ergänzt, mit dem die Orte dieser Operation porträtiert werden, setzt nicht nur den handelnden Personen – mit Fred Mayer und Hans Wijnberg zwei junge in die USA vertriebene Juden aus Freiburg und Amsterdam, die Hilfe durch den ortskundigen desertierten Tiroler Wehrmachtsoffizier Franz Weber erhalten – ein würdiges Denkmal, sondern stellt auch die bisherigen, österreichnational orientierten Versionen der Befreiung Innsbrucks aus eigener widerständiger Kraft nachhaltig in Frage. »Greenup«, ein waghalsiges Fallschirmspringerkommando, war Teil des Bemühens der USA, die Widerstands- und Partisanenbewegungen in Europa in die alliierte Kriegsführung einzubinden; der Autor begreift die Aktion als Teil des jüdischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus im Rahmen der alliierten Streitkräfte. Betreut wurde das Kommando von dem ebenfalls in die USA vertriebenen deutschen Juden Dyno Löwenstein, der der Sohn des sozialdemokratischen Reformpädagogen und Reichstagsabgeordneten Kurt Löwenstein war. Eines der Hauptziele der Aktion war die Sabotage der kriegswichtigen Brennerbahnstrecke.

Das von Pirker sehr spannend, anschaulich und lebendig erzählte Geschehen ist tief beeindruckend, wenn das kleine katholisch-konservative Dorf den Agenten Schutz bietet oder wie es dem durch Gestapofolter gezeichneten Fred Mayer gelingt, den Gauleiter von Tirol und Vorarlberg zu überreden, Innsbruck den alliierten Truppen kampflos zu übergeben. Unter den etwa 200 Agenten, die das OSS in Deutschland und Österreich einschleusen konnte, war er damit der wohl erfolgreichste.

Es ist bedrückend, wenn am Ende selbst die schlimmsten Mörder und Schläger ihrer gerechten Strafe entgehen, weil die Justiz und andere staatliche Stellen dies zu verhindern wissen. Der Autor spricht von einem kompletten Versagen rechtsstaatlicher Justiz. Die Studie ist auch ein Lehrbeispiel dafür, welchen Anteil die deutsch-österreichische Ge-

schichtsschreibung bis in die 1980er Jahre an Vertuschung und Beschönigung der nationalsozialistischen Verbrechen hatte. Bis es gar nicht mehr anders ging, ignorierte man die durchaus vorhandenen Quellen für die Verbrechen der Wehrmacht überall in Europa und deren Beteiligung an der Ermordung der europäischen Juden und der Drangsalierung der Bevölkerung in den überfallenen Ländern, um der Mär von anständig erfüllter Soldatenpflicht zu huldigen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Ernst Jünger / Joseph Wulf

Ernst Jünger – Joseph Wulf. Der Briefwechsel 1962–1974

Hg. von Anja Keith und Detlev Schöttker. Frankfurt a.M.: Klostermann, 2019, 168 S.

Dieser von gegenseitigem Respekt getragene Briefwechsel wurde möglich, weil der große Chronist des Massenmords an den europäischen Juden und der Zusammenarbeit von Künstlern, Schriftstellern und Publizisten mit dem NS-Regime, der durch die osteuropäische jüdische Kultur geprägte Joseph Wulf, dem ehemaligen Wehrmachtsoffizier im besetzten Frankreich, Ernst Jünger, seine Haltung einer »inneren Emigration« gegenüber der Nazi Herrschaft abnahm und eine aufrichtige Bewunderung seines literarischen Werks empfand. So konnte ein Dialog auf Augenhöhe entstehen. Wo Jünger recht nachsichtige Urteile über die Nazitäter fällt und das Wirken der Wehrmacht beschönigt, widerspricht ihm Wulf energisch: »Leider muss ich gestehen, je mehr ich studiere und analysiere, desto mehr Belastendes finde ich. Man braucht da nicht tendenziös zu sein oder zu suchen. Es kommt auf einen zu, wen man nur weltoffen und unvoreingenommen denkt« (S. 69). Er könne nicht verstehen, wirft Wulf Jünger vor, wie er trotz seiner »intellektuellen Souveränität« die Verbrechen der Wehrmacht und deren direkte Beteiligung am Völkermord nicht wahrhaben wolle (S. 72f.). Als Jünger die Ohrfeige Beate Klarsfelds für Bundeskanzler Kiesinger verurteilt, äußert Wulf seine Bewunderung für die junge Deutsche und meint gar, »daß sie mit dieser Ohrfeige viel mehr getan hat, als ich mit meinen ganzen blöden 18 Büchern, denn: man kann sich hier in Deutschland totdokumentieren und die Massenmörder gehen weiter frei herum« (S. 109).

Berührend persönlich ist der Briefwechsel, wenn Wulf Jünger berichtet, wie er seine kleine 15 Monate alte Enkelin beobachte und dabei meditiere – »Es ist ein grosses Erlebnis, – nach soviel liquidierten Wulfs – eine kleine Wulf zu sehen« (S. 61) – oder wenn er den Dichter belehrt, auf das Grab eines polnischen Juden gehörten keine Rosen. Für solchen Blumenschmuck hatte Jünger nach dem Tod von Jenta Wulf seinem Briefpartner 50 Mark übersandt – Wulf ließ von dem Geld fünf Bäume in Israel pflanzen, Jünger reagierte gerührt, hatte er Wulfs Frau doch sein Buch »Bäume« mit den Worten gewidmet: »Im Wald ist Freiheit. Für Frau Jenta Wulf. Ernst Jünger« (S. 103, 105).

Die Herausgeber des sorgfältig edierten Briefwechsels würdigen in ihrem Nachwort die Verdienste Wulfs, der zu einer Zeit die Taten des deutschen Verbrecherregimes dokumentiert hat, da alle deutschen Historiker noch schwiegen. Die aber entgalten Wulf seinen Forscherdrang, der nicht zuletzt die große Nähe der historischen Wissenschaften zu den Nazis offenlegte, indem sie ihn und seine wichtigen Bücher ignorierten und verschwiegen. Dass sich dies bis heute wenig geändert hat, ist ein beschämender Befund.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Peter Hoeres

Zeitung für Deutschland. Die Geschichte der FAZ

München: Benevento, 2019, 597 S.

Das Buch des Würzburger Zeithistorikers Peter Hoeres liefert eine Zeitungsbiografie und daneben eine Geschichte der Bundesrepublik. Die Arbeit geht chronologisch vor. In neun Hauptkapiteln werden Vorgeschichte, Gründung und Geschichte der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (FAZ) geschildert. Ein zehntes Kapitel zieht eine strukturelle Bilanz. Das einzige Ressort, das ein eigenes Kapitel erhält, ist das Feuilleton. Ein 150-seitiger Anhang mit ausführlichem Quellen- und Literaturverzeichnis, tabellarischen Listungen der Herausgeber und Ressortleiter, Auflagen- und weiteren Angaben runden den Band ab. Das Buch ist gründlich recherchiert, gut geschrieben und mit Vergnügen lesbar.

Die Studie ist in weiten Teilen eine Massenprotopografische Studie. Eingangs wird der heterogene Haufen der Journalisten – lan-

ge Zeit ist die FAZ eine Männerbastion – kritisch-kundig beschrieben: die Exilanten und dem Widerstand Nahestehende, die Mitläufer und die z.T. tiefbraunen NS-Täter. Anfangs schwieg die FAZ sowohl zur NS-Vergangenheit und störte sich nicht an Belasteten in den eigenen Reihen. Darin unterschied sich die Zeitung nicht von anderen Blättern. Hoeres schildert intellektuelle, wirtschaftspolitische und politische Debatten der Bundesrepublik: die Auseinandersetzung um Kartellrecht und soziale Marktwirtschaft, den Beginn der NS-Vergangenheitsbewältigung, 1968, die Ostpolitik, den Historikerstreit, die Wende- und Nachwendedebatten.

Was kann und muss man kritisieren? Zum Ersten die berücksichtigte Literatur. Obwohl breit aufgestellt, fehlen Werke, die man hätte erwarten dürfen. Kommunikationshistorische Literatur fehlt überwiegend. Kurt Koszyk oder Bernd Sösemann: Fehlanzeige. Von letzterem hätte man eine etwas kritischere Beurteilung der Einstellung der FZ übernehmen können. Jürgen Wilke oder andere wären zu nennen. Von Koerfer fehlt »Der Kampf ums Kanzleramt«. Zum Zweiten: Man hätte sich kritischere Bemerkungen zur FAZ der letzten Jahre, die für die Zeitung wie für die Presse insgesamt schwierig waren, wünschen können. Auch die FAZ hat massiv an Textumfang eingebüßt. Die Bilder wurden dafür größer. Zum Dritten: Die Auslesungen des Textkorpus der FAZ und die Verwendung des N-Gram-Viewers von Google werden nicht problematisiert: Das elektronische FAZ-Archiv hat einen schweren Bug für die 1970er Jahre. Der fällt nur auf, wenn man die semantische Wortfeldanalyse normalisiert hätte. Der N-Gram-Viewer ist völlig opak.

Sieht man von diesen Punkten ab, darf man den Verfasser beglückwünschen. Dem Buch sind viele Leser zu wünschen.

RUDOLF STÖBER, BAMBERG

Melanie Fritscher-Fehr

Demokratie im Ohr. Das Radio als geschichtskultureller Akteur in Westdeutschland, 1945–1963

(Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen, Bd. 18), Bielefeld: transcript, 2019, 487 S.

Wie fanden die Westdeutschen zur Demokratie, und zwar nicht nur im verfassungs-

rechtlichen Sinn, sondern mit Blick auf alltägliche Ordnungsvorstellungen? Die Forschung betont die Bedeutung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, noch lange Leitmedium am bundesdeutschen Medienfirmament. Dass der Schulfunk dabei wiederum eine wichtige Rolle spielte, im Rahmen westalliierten Politik der Reeducation als Erziehungsmedium *par excellence* gedacht, ist unbestritten. Aber wie genau entwickelten Schulfunkredaktionen ihre Programme, woher bezogen sie ihr Wissen und ihre Ideen, welches Bild entwarfen sie von Demokratie – und von Geschichte?

Diesen Fragen geht die Dissertationsschrift von Melanie Fritscher-Fehr nach, und zwar maßgeblich gestützt auf Sendezusammenfassungen in Programmheften sowie Sendemanuskripte, erstellt von zwei Sendeanstalten: »Radio Stuttgart«, ab 1949 weitergeführt als »Süddeutscher Rundfunk« (SDR), und vom »Südwestfunk« mit Sitz in Baden-Baden und Freiburg. Sehr viel später fusionierten beide zum »Südwestrundfunk« (SWR) und schon nach dem Krieg bestanden enge Kooperationen – das ist eine Begründung für die gemeinsame Analyse. Gleichzeitig aber lag einer der beiden Sender in der amerikanischen und einer in der französischen Besatzungszone, und beide verfügten über ein je spezifisches Personal, welches – darin liegt ein wichtiges Ergebnis der Studie – das Profil des Schulfunks als »geschichtskulturellem Akteur« sehr unterschiedlich ausgestaltete. Das wiederum verweist auf das Spektrum medialer Geschichtskultur und darin eingelagerter Ausdeutungen und Aneignungen von Demokratie sowie auf die Spielräume, welche die alliierte Besatzung den deutschen Rundfunkmachern ließ.

Die Verdienste dieser sehr umsichtig gearbeiteten, dabei den Forschungsstand immer wieder ausführlich rekapitulierenden Studie liegen in der differenzierten Analyse einzelner Sendungen mit historischen Themen auf inhaltlicher, narrativer und ästhetischer Ebene im Zeitraum von 1945 bis 1963, als das Fernsehen dem Rundfunk bereits seinen Rang ablief. Hervorzuheben sind aber auch wertvolle Einblicke in die teilweise überaus engen Allianzen zwischen den Schulfunkredaktionen und der akademischen Geschichtswissenschaft sowie die herausgestellte große Zahl von Frauen auch in führenden Positionen der

Redaktionen – zu ihnen gehörte etwa die noch junge Heidegger-Schülerin und spätere Professorin an der Freien Universität Berlin Margherita von Brentano –, was das gängige Bild einer maskulin geprägten Medienlandschaft in der frühen Bundesrepublik hinterfragt.

Wenn der Gesamteindruck dennoch zwiespältig bleibt, dann weil solche Punkte kaum entfaltet werden, und weil das Konzept der »Demokratie« nicht nur von den damaligen Redakteurinnen und Redakteuren als Fluchtpunkt wiederholt ersetzt wurde, wie Fritscher-Fehr zeigt – Brentano etwa thematisierte stattdessen lieber »Freiheit«, anderen ging es um Sinnstiftung durch historische Heimatbezüge –, sondern auch ihrer Studie selbst immer wieder aus dem Blick gerät. Gleichwohl handelt es sich um eine materialreiche, sauber gearbeitete Monographie, welche hoffentlich weitere Forschung zum Zusammenhang von Rundfunk, Geschichtskultur und Demokratie inspirieren wird.

NINA VERHEYEN, ESSEN

Gunter Holzweißig

Agitator und Bourgeois. Karl-Eduard von Schnitzler

Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2019, 112 S.

Es gibt kaum eine schillerndere Gestalt unter den Journalisten und Medienverantwortlichen der DDR als Karl-Eduard von Schnitzler, den langjährigen Chefkomentator des DDR-Fernsehens. Zwischen März 1948 und Oktober 1989 gehörte er zu den durch seine Medienpräsenz bekanntesten und am meisten umstrittenen politischen Streikern für die SED und ihren Staat. Wolf Biermann widmete Schnitzler sogar eine eigene Strophe in seiner 1989 entstandenen »Ballade von den verdorbenen Greisen«. Grund genug für den Kenner der DDR-Mediengeschichte Gunter Holzweißig sich in einer biografischen Skizze mit dem Leben des adligen Kommunisten und Macher des »Schwarzen Kanals« genauer zu beschäftigen.

Das Unterfangen ist schwierig, denn es mangelt an belastbaren Quellen und gesicherten Informationen. Eine Biografie könne er nicht bieten – so Holzweißig: »Dazu waren die für den Autor zugänglichen Quellen zu lückenhaft und sind die Selbstzeugnisse des

Objekts zu häufig am Ziel der Selbststilisierung orientiert« (S. 12). Die sechs thematischen Kapitel über »Biografische Prägungen«, das »Gastspiel beim Nordwestdeutschen Rundfunk« oder den »Kanalarbeiter« bieten dennoch viele neue Details zu Schnitzler, zu seiner adligen Herkunft, dem Einfluss seines kommunistischen älteren Bruder Hans, der britischen Kriegsgefangenschaft und dem dortigen Beginn seiner Journalistenlaufbahn. Über Hamburg und Köln führte Schnitzlers Weg nach Ostberlin. Mehr als einmal steht Schnitzler vor dem Rauswurf aus dem Rundfunk und der SED, aber jedes Mal scheint ihn eine »unsichtbare Hand« davor bewahrt zu haben – wer dahinter stand kann Holzweißig leider nicht auflösen. Zwar gab Schnitzler den unerbittlichen Parteisoldaten auf dem Bildschirm, aber sein Privatleben war aus Sicht vieler SED-Genossen alles andere als geradlinig: Arroganz und Ketzereien über die Parteiobere, Schulden, Alkohol und Affären. Eins ums andere Mal kam der begabte Propagandist aber mit einer Rüge davon. Erst im Oktober 1989 nach dem Rücktritt Honeckers endete die Karriere Schnitzlers unter dem lautstarken Druck der Straße.

Für Holzweißig ist Schnitzler vor allem ein Opportunist mit übersteigertem Geltungsdrang und einem notorischen Hang zur Halbwahrheit. Dafür gibt es auch gute Argumente. Was dem unkundigen Leser allerdings fehlt, ist eine klarere Einordnung und Erklärung, wie und warum das Medienmonopol der SED funktionierte und welche Rolle Schnitzler darin wirklich spielte. Das Buch bleibt viel zu sehr an der biografisch-persönlichen Oberfläche. Ein Beitrag zur Mediengeschichte der DDR ist das Buch daher nur eingeschränkt.

THOMAS GROBMANN, BERLIN

Henrik G. Bastiansen / Martin Klimke / Rolf Werenskjöld (Hg.)

Media and the Cold War in the 1980s. Between Star Wars and Glasnost

(Palgrave Studies in the History of the Media), Cham: Springer, Palgrave Macmillan, 2019, 346 S.

Während für die frühe Phase des Kalten Krieges eine umfangreiche Literatur zur Rolle von Propaganda, Kulturdiplomatie und Medien im Allgemeinen vorliegt, hat sich die Forschung zu diesen Themen bisher kaum

über die 1960er Jahre hinausbewegt. Der von zwei norwegischen und einem deutschen Historiker herausgegebene Band zur Mediengeschichte des Kalten Krieges während der 1980er Jahre erschließt daher ein bisher kaum systematisch durchdrungenes Forschungsfeld.

Der Untersuchungszeitraum umschließt ganz verschiedene Phasen des Kalten Krieges, die von der Konfrontation des »Zweiten Kalten Krieges« zu Beginn des Jahrzehnts bis zur Perestroika-Politik in der Sowjetunion und der darauf folgenden Auflösung des kommunistischen Blocks reichen. Dementsprechend setzen auch die einzelnen Beiträge sehr unterschiedliche Schwerpunkte. Im Kern handelt es sich bei den 14 Beiträgen jeweils um separate Länderstudien. Davon beziehen sich sieben auf sozialistische Länder und sechs auf westliche, davon allein drei auf Norwegen. Wenn auch sicherlich fast alle politischen und kulturellen Geschehnisse in den spätsozialistischen Gesellschaften des Ostblocks irgendwie mit dem globalen West-Ost-Konflikt zu tun hatten, bleibt doch der Bezug dazu in einigen Beiträgen eher undeutlich, so informativ etwa die Studien zur Punk-Musik in Polen oder zu oppositionellen Kunstaustellungen in Ungarn auch sein mögen. Themen wie Auslandspropaganda oder Kulturdiplomatie bleiben überraschenderweise gänzlich außen vor, die Mehrzahl der Beiträge konzentriert sich auf je nationale Mediensysteme, transnationale Perspektiven treten eher in den Hintergrund. So untersucht ein Beitrag die mediale Kampagne für das »Star Wars«-Projekt Ronald Reagans und den öffentlichen Widerstand dagegen, ein weiterer befasst sich mit der erfolgreichen DDR-Fernsehserie »Treffpunkt Flughafen«, die kosmopolitisches Flair mit sozialistischem Anspruch verbinden sollte. Wenig bekannt dürfte es sein, dass das Herrenmagazin »Playboy« über viele Jahre Interviews mit ausländischen Staatsmännern und Politikern nutzte, um kritische Interventionen gegen die US-Außenpolitik zu lancieren. Detaillierte Grundlagenforschung betreiben vor allem der prosopografische Beitrag zur Geschichte der norwegischen Auslandskorrespondenten und die Analyse der norwegischen Presseberichterstattung über die sowjetische Perestroika, die nach anfänglicher Euphorie schon bald recht skeptische Töne anschlug. Genuin transnationale Medienbeziehungen be-

handelt vor allem der Beitrag zum Austausch von Fotografien über die deutsch-deutsche Grenze hinweg. Der Beitrag zum Boom historischer Fernsehserien im Spätsozialismus ist der einzige, der einen nationalen Untersuchungsrahmen konsequent verlässt.

Im Ergebnis liegt ein recht bunter Strauß von Einzelstudien vor, die sich kaum zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Auf ein synthetisierendes Schlusskapitel haben die Herausgeber daher auch verzichtet. Einleitend räumen sie ein, dass sich die Beiträge des Bandes vorwiegend auf den Kalten Krieg in Europa beziehen und damit nur eine begrenzte Perspektive eröffnen können. In der Tat hatten sich in den 1980er Jahren die Brennpunkte des Kalten Krieges längst in andere Weltregionen verlegt, so dass erst eine Ausweitung auf den globalen Süden ein vollständigeres Bild liefern könnte. Das Verdienst des Bandes ist es, erste Schneisen in ein Forschungsfeld geschlagen zu haben, auf dem noch viel Arbeit zu tun sein wird.

BENNO NIETZEL, BIELEFELD

Mandy Tröger

Pressefrühling und Profit. Wie westdeutsche Verlage 1989/1990 den Osten eroberten

Köln: Halem, 2019, 360 S.

Wie groß mitunter die Distanz zwischen Zeitgeist und Zeitgeschichte sein kann, wurde mir als Leser der Untersuchung von Mandy Tröger deutlich. Ihre materialreiche Arbeit behandelt nur jene elf Monate, die zwischen dem Fall der Berliner Mauer und dem Beitritt der DDR zur BRD vergingen – eine Phase, die ich aus westdeutscher Perspektive damals als aufregend kurz, berauschend und auch beglückend erlebte. Die rasanten Umwälzungen im Land der friedlichen Revolution deutete ich im Sinne der Losung Willy Brandts, dass zusammenwachse, was zusammengehöre. Von daher existierten auch aus Sicht der Medienwissenschaft nur diese zwei Welten: zuerst die beiden getrennten Deutschländer bis 1989 und dann die Entwicklungen im vereinten Deutschland seit dem 3. Oktober 1990.

Dieser Sicht folgten auch die meisten Erhebungen, Prozess- und Inhaltsanalysen zur »Presse Ost«. Und so kennen wir heute viele empirische Antworten auf Fragen wie diese: Wie hat sich die Presse »seit der Wende« in

den neuen Bundesländern – etwa im Vergleich zu Westdeutschland oder zur DDR-Zeit – entwickelt? Doch keine befriedigenden Antworten gibt es auf die viel heiklere Deutungsfrage: Warum kam es so, wie es kam? Es ist der Arbeit von Mandy Tröger zu verdanken, dass diese »Black Box« geöffnet und alles herausgeholt wurde, was zum Thema »Transformation des Pressevertriebs« erhellend ist. Ihren Angaben zufolge wertete die Autorin Dokumente aus elf Archiven aus und nutzte zudem die Bestände aus sieben Privatarchiven. Ergänzend kam Material aus 17 »biografischen Interviews« hinzu. Sie hat dieses reiche Material nicht historisch-analytisch ausgewertet, es auch nicht in einen Theorierahmen gefügt, sondern als Rekonstruktion der Vorgänge nachgebaut – eine Narration über rund 270 Seiten (mit allerdings zahlreichen, ermüdend wirkenden Wiederholungen), die aus ostdeutscher Perspektive erzählt, wann welche Akteure wie und wo agiert haben, um ihre Interessen durchzusetzen.

Dies sind die aus meiner Sicht interessantesten Befunde: Bereits wenige Tage nach dem Fall der Mauer waren Lobbyisten der Medienkonzerne Axel Springer und Gruner+Jahr, dann auch von Burda und Bauer in den Ostberliner Ministerien unterwegs, um ein Joint-Venture zu erreichen, mit dem sie den Vertrieb westdeutscher Priesstitel in der gesamten DDR durchsetzen hätten können. Es lag vor allem an der Intervention der mittelständischen Verlage in Westdeutschland – und nicht etwa am Widerstand der Ministerien –, dass dieser Plan scheiterte. Die in Trögers Buch referierten Anträge, Sitzungsprotokolle, Beschlusslagen, Kommentare und Einlassungen zeichnen eine meist hilf- und ratlos agierende DDR-Regierung, die Kümernisse der machtlos palavernden Bürgergremien (Runder Tisch, Medienkontrollrat) auf der einen Seite und die ihre Marktinteressen brutal durchsetzenden, dabei intern zerstrittenen Verlegergruppen und -verbände in Westdeutschland. Man kann darum gut nachvollziehen, wie es im Mai 1990 zur »Verordnung zum Pressevertrieb« kam, die eine Ausnahmeregelung enthielt, der zufolge die vier Medienkonzerne – entgegen dem für heilig erklärten Grundsatz der Vertriebsneutralität – die Hälfte des ostdeutschen Grosso-Systems mit eigenen Grossisten besetzen durften. Von da an war

erlaubt, dass sie die Verkaufsstellen mit ihren Produkten – die »Bild«-Zeitung zuvorderst – überschwemmen.

Weil alle Versuche scheiterten, in der Endzeit der DDR ein verlagsneutrales, zugleich effizientes Pressevertriebssystem aufzubauen, so lautet eine Folgerung Trögers, waren vor allem die neu gegründeten Blätter der DDR-Reformbewegung die Verlierer: Sie gelangten oft nicht an den PoS und zu ihren Käufern. Auch die ehemaligen Bezirkszeitungen büßten wegen der Vertriebsprobleme viele Abonnenten ein; sie verloren an Marktwert und wanderten wenig später zu günstigen Konditionen in den Besitz westdeutscher Verlage. Mandy Tröger deutet diese Geschichte so, dass die marktmachthungrigen Medienverlage des Westens die Presselandschaft der DDR nach ihren Bepflanzungsplänen haben umpflügen können, vor allem, weil die DDR-Regierung hilflos und die Bürgergremien machtlos gewesen seien.

Aus meiner Sicht bleibt diese Deutung zu oberflächlich. Um die Durchsetzungsmacht der westdeutschen Presseverlage zu verstehen, muss die politische Großwetterlage in den Blick genommen werden. Zunächst die DDR-Bevölkerung: Den demoskopischen Erhebungen zufolge wünschte bereits im November/Dezember 1989 die überwiegende Mehrheit den Zutritt zum westdeutschen Konsumland. Entsprechend groß waren die Informationswünsche über das Leben der bürgerlichen Gesellschaft Westdeutschlands. Viele ostdeutsche Blätter folgten damals noch dem Verlautbarungsstil, viele Neugründungen blieben meist dem engen Themenfeld ihrer Szene verhaftet. Dann die Politik: Ende Dezember 1989 begannen die Gespräche auf Regierungsebene darüber, wie ein Beitritt zur BRD auf den Weg gebracht werden könnte. Mit der Volkskammerwahl am 6. März 1990 (93,4 Prozent Wahlbeteiligung) wurde das Bündnis »Allianz für Deutschland« stärkste Kraft. Von nun an folgte die CDU-Regierung dem erklärten Ziel, die DDR-Strukturen nach Maßgabe des westdeutschen Organisations- und Rechtsgefüges umzubauen. Mandy Tröger hat recht, wenn sie schreibt, dass der Bonner Innenminister Schäuble »kein neutraler Akteur« gewesen sei und dem »souveränen Wirken der DDR [...] durch Eigeninteressen Grenzen [setzte]«.

Nur: Dieses »Eigeninteresse« deckte sich damals mit dem Interesse der Mehrheit der DDR-Bevölkerung und ihrer Regierung.

So blieb jene Umbruchzeit in der Paradoxie gefangen: Einerseits wollten viele aus ihrer DDR-Geschichte lernen und die Meinungsfreiheit schrittweise »probend« (Konrad Weiß) und eine neue Ökonomie sachte entwickeln – ein Prozess, der viele Jahre benötigt hätte. Andererseits artikulierte ein wachsender Teil der Bevölkerung den Willen, die DDR in Richtung Westen zu verlassen, wenn der Beitritt zur BRD nicht stattfände. Und nicht zuletzt: Die tonangebenden Politiker waren überzeugt, dass dieses Zeitfenster, diese Gunst der weltpolitischen Stunde, sich bald wieder schließen könnte, Motto: jetzt oder nie. Viele großartige Ideen, auch die vom Runden Tisch ausgedachten Rechtsgrundsätze etwa zur inneren Pressefreiheit und Entfaltung der Meinungsvielfalt mussten so Makulatur bleiben.

Doch ungeachtet dieser Einwände holt Mandy Trögers Buch die Geschichte jener elf Monate aus der »Black Box« und erzählt mit zahlreichen Episoden, warum es so kam, wie es kam.

MICHAEL HALLER, HAMBURG

Claudia Mast / Klaus Spachmann / Katharina Georg

»Den Mächtigen auf die Finger schauen«. Zur Zukunft gedruckter Tageszeitungen in der Region

(Studien zum Journalismus, Bd. 12), Baden-Baden: Nomos, 2019, 224 S.

Die lokalen und regionalen Tageszeitungen in ihrer traditionellen Form erleben schwere Zeiten. Zwischen 1990 und 2017 sanken ihre Auflagen von 14 auf knapp 10 Millionen Stück. Aber warum finden sie immer weniger Leser? Und was kann gegen diese Verluste getan werden? Antworten auf diese Fragen suchen alle Verlage und Redaktionen und viele geben dazu auch mehr oder weniger aufwändige Umfragen in Auftrag. Aber es bildet die große Ausnahme, dass die Ergebnisse dann auch veröffentlicht und von den Auftraggebern kommentiert werden. Insofern ist die von der Hohenheimer Kommunikationswissenschaftlerin Claudia Mast verantwortete Studie schon etwas Besonders: Die Verantwortlichen der »Pforzheimer Zeitung« (PZ) suchten nicht nur die Unterstützung ihres

Teams, sie ließen auch die Veröffentlichung der wichtigsten Ergebnisse zu und lieferten dazu eigene Kommentare.

Die im Sommer 2015 durchgeführte empirische Studie bestand aus vier Teilen: Im Rahmen einer qualitativen Vorstudie wurden persönliche Leitfadeninterviews mit zehn (von 40) Redaktionsmitgliedern sowie neun Leserinnen und Lesern geführt. Die anschließende Hauptstudie in Form von standardisierten Telefoninterviews erhob nicht nur die Antworten von 501 repräsentativ ausgewählten Leserinnen und Lesern, sondern auch – und das macht das ganze Unternehmen umso interessanter – von 260 Nicht-Lesern, wobei noch einmal unterschieden wurde zwischen »Zeitungs-Nicht-Leser« (zwei Drittel) und »PZ-Nicht-Leser« (ein Drittel) (S. 93 bzw. S. 165).

Fragt man nach den Merkmalen des typischen PZ-Lesers, so ist die Antwort ziemlich einfach: »weiblich, Ende 50, im Ruhestand« (S. 117). Und schließlich als wichtigstes Zusatzkriterium: der Stadt zutiefst verbunden (S. 118). Das kann man nach der Lebensführungstypologie von Gunnar Otte noch weiter differenzieren und kommt zum zentralen Ergebnis: »Bürger, die regelmäßig eine Regionalzeitung lesen, pflegen [...] einen anderen Lebensstil als solche, die kein solches Blatt lesen« – sie sind vor allem aufstiegsorientiert und heimzentriert (S. 127 bzw. 129).

Obwohl die Leserschaft – zum größten Teil Abonnenten – ihre Zeitung insgesamt schätzt und für »glaubwürdig«, »sympathisch« und »vertrauenswürdig« hält (Werte von 1,76 – 1,74 – 1,69 auf einer Skala von +3 bis -3), gibt es jedoch auch erhebliche Vorbehalte. Der Imagefaktor »Unabhängigkeit« wird nur mit 1,04 bewertet und rangiert damit an siebter und letzter Stelle (S. 143). In der Gruppe der hochgebildeten Leser liegt er sogar bloß bei 0,6 (S. 144). Wenig überrascht, dass die Leserschaft einer Regionalzeitung primär über ihre Stadt und deren Umgebung sowie das eigene Bundesland informiert werden möchte. Dies soll jedoch nicht affirmativ geschehen: »Die Kritik- und Kontrollfunktion steht [...] im Mittelpunkt der Lesererwartungen« (S. 149). Gerade da kann die Befragung jedoch erhebliche Defizite ermitteln. Zu den am meisten kritisierten Aspekten der PZ gehört die gelegentlich falsche Themenwahl

sowie die manchmal unausgewogene Berichterstattung (S. 161).

Den Schlüsselbegriff der Studie bildet die Forderung nach »Lesernähe«. Die wird zwar auch von den Redaktionsmitgliedern als zentral betrachtet, aber doch nur sehr reduziert definiert, nämlich als »Austausch der Redakteure mit dem Publikum sowie der Präsenz der Zeitung vor Ort«. Zu Recht weisen die Wissenschaftler darauf hin, dass dies »zwar eine wichtige Voraussetzung, aber keine hinreichende Bedingung für eine lesernahe Berichterstattung« bildet. Die müsse bereits die Auswahl der Themen und vor allem ihre Umsetzung prägen (S. 209).

Geschäftsführender Verleger und Chefredakteur sehen die Probleme durchaus und liefern mehr oder minder konkrete Verbesserungsvorschläge. Wie viel sich dadurch ändern wird, bleibt abzuwarten. Eine ganz konkrete Folge hatte die Studie aber bereits: Bisher veröffentlichte die PZ freitags immer zwei Kirchen-Seiten. Das war der überwältigenden Mehrheit der Leser viel zu viel. Jetzt gibt es nur noch eine Seite. Und Proteste gab es nur von offiziellen Vertretern der Kirchen (S. 194).

Wie bei kommunikationswissenschaftlichen Studien üblich, wird der empirische Teil durch eine breite, die allgemeine einschlägige Literatur auswertende Einführung vorbereitet. So überzeugend dabei die Befunde zu den »Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen« (Kap. 3) und der »Tageszeitungen im digitalen Zeitalter« (Kap. 4) ausbreitet werden, so unbefriedigend sind die Beschreibungen des PZ-Umfeldes, der sozio-ökonomischen Struktur der Region und der Konkurrenz. Und auch eine zweite Lücke ist auffällig. An mehreren Stellen wird zwar die Zukunft des »digitalen Medienhauses« beschworen, kein Wort fällt jedoch zum Problem der Finanzierungsmöglichkeiten. Die Diskussion über neue Inhalte und Vertriebsformen ist aber recht müßig, solange nicht auch ihre ökonomischen Grundlagen thematisiert werden.

KONRAD DUSSEL, MANNHEIM

Bernd Florath (Hg.)

Die DDR im Blick der Stasi 1968. Die geheimen Berichte an die SED-Führung

Bearbeitet von Bernd Florath. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 2018, 320 S.

Der vorliegende Band ist Teil einer auf 39 Bände angelegten Edition der von einer »Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe« (ZAIG) des Ministeriums für Staatssicherheit an die SED-Führung und die Regierung der DDR gelieferten Berichte über die Lage in der DDR und besondere Vorkommnisse. Die Berichte sind Zeugnisse eines urdeutschen, perfekten Bürokratismus, dem in diesem Fall vollständig fehlt, was dieser Eigenschaft manchmal an positiven Nebenwirkungen zugestanden wird. Unfassbar, mit welchen Details hier die höchsten Vertreter der Staats- und Parteiführung versorgt wurden. Während in der Tschechoslowakei der Sozialismus in Gefahr gerät, in Polen das Murren der Arbeiterschaft lauter wird, in der DDR eine neue Verfassung zur Diskussion steht und in West-Berlin der Vietnam-Kongress samt den rebellischen Studenten Aufsehen erregt – alles dies bleibt natürlich nicht ohne Niederschlag in den Berichten –, ist in ermüdender Ausführlichkeit etwa davon zu lesen, dass 49 Lehrlinge aus dem Lehrlingswohnheim des VEB Holzverarbeitungswerkes Klosterfelde wegen schlechter hygienischer Verhältnisse und mangelhafter Qualität der Verpflegung das Essen verweigern, Verdacht auf feindliche bzw. kriminelle Handlungen, die bei solchen Vorkommnissen immer die wahrscheinlichste Ursache sind, liegt nach den Beobachtungen der Staatsschützer nicht vor. Ähnliche Berichte auch über Studenten, die wegen mangelhaften oder unzureichenden Essens klagen oder keine Unterkunft an ihrem Studienort finden, sind häufig. Aber auch das politische Rumoren in der DDR schlägt sich in den Berichten nieder, wenn Studenten der Humboldt-Universität die Auffassung vertreten, Studentendemonstrationen seien ein legitimes Mittel der politischen Willensbildung und könnten dazu beitragen, den Sozialismus weiterzuentwickeln, überhaupt sei es angesichts des Rumorens in Prag nun vorbei mit jeder Art von doktrinärem Sozialismus. Nur ein kleiner Teil der Berichte jenes 1968er Jahres ist hier ediert, vollständig zugänglich sind sie in einer Datenbank. Bei manchem Mangel, von dem berichtet werden muss, fehlte es offenbar nicht an personeller Kapazität zur Abfassung dieser detailversessenen Berichte. Zu Recht betonen die Herausgeberin des Gesamtwerkes, Daniela Munkel, und

der Bearbeiter des Bandes, um welch bedeutende historische Quelle es sich bei diesen Berichten handelt, die insgesamt wohl nur wenig Wirkungen bei ihren Adressaten zeigte. Neben unbefangenen Schilderungen gesellschaftlicher Mängel sind einzelne Berichte auch von liebedienlicher Schönfärberei gekennzeichnet. HOLGER BÖNING, BREMEN

Tobias Escher / Danie Jovanov

Der Abstieg. Wie Funktionäre einen Verein ruinieren

Reinbek: Rowohlt TB Verlag, 2018, 269 S.

Das Bändchen lässt den Leser daran teilhaben, wie über ein Jahrzehnt ein traditionsreicher Fußballverein durch Inkompetenz, Korruption, Gier, Einmischung des Hauptsponsors in das Tagesgeschäft und allseitige Unfähigkeit zugrunde gerichtet wurde und welchen Anteil an dem dabei wichtigen Sumpf an Intrigen, in dem die diversen Gruppierungen im Verein in unterschiedlichen Konstellationen gegeneinander um Macht und Einfluss streiten, Öffentlichkeit und Presse, insbesondere die Boulevardpresse und die Sportberichterstattung haben. Die Entwicklung eines legendären Vereins zur Präsenz nur noch in der Zweitklassigkeit ist ein Lehrstück auch dafür, wie eine Presse um der Auflage willen, zu vielem, ja sogar zu fast allem bereit ist. HOLGER BÖNING, BREMEN

Gerhard Neumann

Selbstversuch

Freiburg: Rombach, 2018, 385 S.

Selten hat der Rezensent eine so sehr von Verdrängung dominierte Autobiographie gelesen wie diese eines bedeutenden Germanisten, die jeden enttäuscht, der etwas über die für die Germanistik so wichtige große Umbruchzeit der 1960er und 70er-Jahre zu erfahren hofft. Zwar sind die Schilderungen durchaus lesenswert, die Neumann zu Kindheit und Jugend im tschechoslowakischen Brünn, zum Studium in Freiburg und zu Aufenthalten in Paris bietet, wenn man von den vielen penetranten, oft wörtlichen Wiederholungen absieht, von denen man annehmen muss, dass sie Absicht sind. Ärgerlich ist die Gleichsetzung des Schicksals der von den Tschechen 1945 vertriebenen deutschen Bevölkerung mit dem der von den Deutschen aus dem Land gejagten politischen Emigran-

ten, von den seit 1933 ihrer Heimat und ihres Lebens beraubten Juden ganz zu schweigen (was Neumann in der Tat auch tut, zugleich aber sein Vertriebenenschicksal mit dem eines Celan parallelisiert). Kein Gedanke daran, woher die so aggressive Wut vieler Tschechen auf alles Deutsche kam, keine Auskunft auch darüber, welche Haltung die Eltern während der Zeit zwischen 1933 und 1945 einnahmen, wenn man ein Bild der flötenspielenden Familie vor einem hakenkreuzverzierten Notenständer nicht als solche nehmen will. Für sich spricht der mehrfach geäußerte Vorwurf gegen Paul Celan, der Dichter habe jedes Gegenüber zum Eingeständnis seiner Schuld zwingen, es »abpressen«, ja gar »erpressen« wollen, von nötigen ist die Rede, von Geständnis-erpressung und von einem »Ritual des Schuld-eingeständnisses«, Celan behandle seinen Kommunikationspartner als den »a priori Schuldigen« (S. 280, 283f., 290, 298). Konfrontiert wird man auch mit dem dummen Stolz, von fünf Jahren Russischunterricht nur einen einzigen Satz behalten zu haben, der Philologe spricht von den bizarren Lauten »dieser ungeliebten Sprache« (S. 166). Deshalb die Russen ins Land gekommen waren, davon weiß Neumann nichts, nur, dass sie das Land aussaugten. HOLGER BÖNING, BREMEN

Alexandra Jaeger

Auf der Suche nach »Verfassungsfeinden« – Der Radikalenbeschluss in Hamburg 1971–1987

(Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 58), Göttingen: Wallstein, 2019, 560 S.

Die vorliegende Studie dokumentiert erstmals für ein Bundesland, welche Wirkungen der sogenannte Radikalenbeschluss in Hamburg während der Jahre von 1971 bis 1987 hatte, er beleuchtet insbesondere, wie eine Regierungspartei, die während der ersten Jahrzehnten ihres Bestehens im Kaiserreich mit ziemlich identischen Argumenten, wie sie nun in der Bundesrepublik gegen abweichende politische Überzeugungen gewandt wurden, eine beispiellose Leidensgeschichte ihrer Mitglieder erleben musste, nun selbst geschichtsvergessen und am Rande der Rechtsstaatlichkeit gegen vermeintliche Feinde einer Meinungs-, Koalitions- und Berufsfreiheit garantierenden Verfassung vorgeht. Beleuchtet

werden Regierungshandeln, Verwaltungspraxis und Reaktionen der Betroffenen wie der Öffentlichkeit, wobei juristische und politikwissenschaftliche Gesichtspunkte im Mittelpunkt stehen. Innovativ sind die quantitative Auswertung und qualitative Analyse der Überprüfungspraxis, womit erstmals die Betroffenen gezählt und nach Berufsgruppen sowie politischer Organisation kategorisiert werden können. Der Radikalenbeschluss gab zwar vor, antitotalitäre Ziele zu verfolgen, doch abgelehnt wurden »ausnahmslos« (S. 263) Mitglieder oder Aktivistinnen und Aktivisten linker und kommunistischer Organisationen. NPD und gewalttätige Neonazigruppen interessierten die sozialdemokratische Regierung so wenig wie die Exekutive, nimmt man das Verwaltungshandeln als Maßstab. Es passt ins Bild, dass Mitglieder der alten NS-Funktionselite am Vorgehen gegen die traditionellen Feinde aktiv beteiligt waren. Berücksichtigt werden auch die öffentlichen Auseinandersetzungen über das Thema, seien es die Aktionen der potentiell und real Betroffenen, die Reaktionen in Presse, Rundfunk und Fernsehen oder die amtliche Pressepolitik. Wie sich Radikalerlass und Berufsverbote auf das politische Engagement einer jungen Generation ausgewirkt haben, lässt sich nur vermuten. HOLGER BÖNING, BREMEN

Friedrich Wolff (Hg.)

Das Politbüro der DDR vor Gericht

Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag, 2016, 1115 S.

Der Band stellt, da er auf mehr als 1.000 Druckseiten im Wesentlichen die Dokumente der Strafverfahren gegen die ehemaligen Politbüromitglieder der DDR zusammenstellt, eine wichtige Quelle der zeitgeschichtlichen Forschung dar, er wird dies für künftige Historikerinnen auch als historische Quelle sein. Und er ist ein regelrechtes Lehrbuch für Juristen, aber dazu zum Schluss. Bemerkenswert, so der Herausgeber, dass bis auf acht der 21 noch lebenden Politbüromitglieder – durchweg alte Männer, nicht eine einzige Frau dabei – sich alle für verhandlungsunfähig erklärten, sich gerade aber noch für fähig gehalten hatten, den Sozialismus in der DDR aufzubauen und zu erhalten (S. 13).

Noch im letzten Jahr der DDR begannen erste Strafverfahren gegen prominente Be-

schuldigte, in denen es neben der Veruntreuung von Staatsgeldern vor allem um die systematische Missachtung der Verfassung der DDR ging. Völlig zu Recht äußerte der Generalstaatsanwalt der DDR den Verdacht, dass Honecker, Mielke und Mittag sich weitreichende Entscheidungen auf ökonomischem Gebiet angemäht und die vorgeschriebenen Instanzen wie Ministerrat und Volkskammer dabei übergangen hätten, gleichzeitig der verfassungsfeindlichen Tätigkeit verdächtig seien, indem sie unter Verletzung der Verfassung das Post- und Fernmeldegeheimnis ebenso außer Kraft gesetzt hätten wie das Recht der Bürger auf friedliche Demonstrationen. Wichtig sind auch die Vorwürfe verfassungswidriger Einschränkung der Medienfreiheit und der bewussten Manipulierung der Bürger mittels dirigistischer Eingriffe in die Tätigkeit der Presse sowie der Behinderung journalistischer Tätigkeit durch Reglementierung. Am 15. Juni 1990 sprach der Generalstaatsanwalt der DDR von der historischen Pflicht, die Hauptverantwortlichen für Verfassungsbruch, Verursachung des wirtschaftlichen Chaos, die »Entmündigung des Volkes und die systematische Verletzung der Menschenrechte« zur Rechenschaft zu ziehen (S. 39). Im Zuge der Ermittlungen kamen auch ziemlich erbärmliche Fälle von Korruption und Aneignung von Volksvermögen zur Sprache. Ebenfalls erbärmlich war die Rolle des Politbüros im Jahre 1989, wo über alles Mögliche debattiert wurde, nur nicht über die Probleme, die die Existenz des eigenen Staates binnen Jahresfrist beenden sollten.

Prozesse, deren Kern die Anklage wegen beständiger Verfassungsverletzungen gebildet hätte, wären spannend und sicherlich nicht nur von hohem Erkenntniswert, sondern rechtsetzend gewesen, ist der Tatbestand verfassungswidrigen Regierungshandelns ja nicht auf die DDR begrenzt. Man darf darüber rätseln, weshalb dieser Punkt die bundesdeutsche Justiz nicht interessierte, denn hier wäre tatsächlich nachzuweisen gewesen, was der Einigungsvertrag verlangte, dass nämlich nur solche Taten von DDR-Bürgern geahndet werden dürften, die nach den Gesetzen der DDR strafwürdig waren. Dass ein Mielke nicht wegen seiner Verantwortung für tausendfache, mit oft brutaler Gewalt begangene Verletzungen der DDR-Verfassung mit ihrer

Garantie der wesentlichen bürgerlichen Grundrechte angeklagt wurde, sondern der Mord am Bülowplatz von 1931 die Justiz beschäftigte, erscheint als vertane Chance, Rechtsgeschichte zu schreiben. Stattdessen kam es zu den Prozessen um das Grenzregime der DDR und der unsäglichen Gleichsetzung von Auschwitz und Bautzen durch den damaligen Bundesjustizminister Kinkel, der sodann auf dem Deutschen Richtertag im September 1991 diejenigen einschwor, die Recht sprechen sollten: »Ich baue auf die deutsche Justiz. Es muss gelingen, das SED-System zu delegitimieren, das bis zum bitteren Ende seine Rechtfertigung aus antifaschistischer Gesinnung, angeblich höheren Werten und behaupteter absoluter Humanität hergeleitet hat, während es unter dem Deckmantel des Marxismus-Leninismus einen Staat aufbaute, der in weiten Bereichen genauso unmenschlich und schrecklich war wie das faschistische Deutschland, das man bekämpfte und – zu Recht – nie mehr wieder erstehen lassen wollte.« Tatsächlich konnte der Minister sich auf die Richter verlassen, mit teils abenteuerlichen Konstruktionen wurde, so meint jedenfalls eine große Zahl von Rechtswissenschaftlern, mit der Missachtung des grundgesetzlichen Rückwirkungsverbots die Rechtsstaatlichkeit in einem wichtigen Kern verletzt. Mag das Bedürfnis verständlich sein, die für das Grenzregime Verantwortlichen nicht ungestraft davonkommen zu lassen, so hätte doch die Erhaltung der Rechtskultur, die der Journalist Rainer Frenkel am 21.1.1994 in der »Zeit« durch die Verfahren beschädigt sah, im Vordergrund stehen müssen (S. 1075). Und an diesem Punkt wird die Dokumentensammlung tatsächlich zu einem Lehrbuch, denn die Justiz entwickelte eine beträchtliche Kreativität, die sich zunächst bei mehrfacher Veränderung des Geschäftsverteilungsplans beim Landgericht Berlin entfaltete, bis schließlich die Kammer des Vorsitzenden Richters Hansgeorg Bräutigam zuständig wurde, der, wie seine Veröffentlichungen auswiesen, ähnlich dachte wie der Justizminister. Sodann fanden die Richter von Instanz zu Instanz unterschiedliche Rechtsgrundlagen für ihre Verurteilungen. Was immer gleich blieb, war ein unbedingter Verurteilungswillen, bei dem eine geradezu kafkaeske und furchteinflößende Rabulistik entwickelt wurde, bei der

man lernen kann, dass Juristen alles können, wenn sie wollen. Am Ende erfolgten die Verurteilungen, weil die Politbüromitglieder sich nicht für eine Milderung des Grenzregimes eingesetzt hätten. Ein einziges Gericht, nämlich das Berliner Landgericht in seinem Urteil vom 7.7.2000, widersetzte sich dem mit der Begründung, keine Vorschrift des Strafgesetzbuches der DDR belege das Verhalten der Angeklagten mit Strafe, insbesondere liege eine strafrechtliche Verantwortung wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord durch Unterlassen nicht vor, auch wurde die fehlende Kausalität zwischen dem Unterlassen und den festgestellten Tötungshandlungen konstatiert (S. 837, 852). Der Bundesgerichtshof fand in der Aufhebung dieses Urteils vom 6.11.2002 die sprachsichere Formulierung, die Tötungsfälle seien den Angeklagten »quasi-ursächlich« zuzuordnen (S. 875). Der Strafrechtsprofessor Reinhard Merkel sprach angesichts der Urteile von »einem Wechsel von der Logik zur Ideologie«: »Nulla poena sine lege scripta – seit beinahe 200 Jahren ist Feuerbachs kanonische Formel für die Kultur der kontinentaleuropäischen Rechtsordnungen verbindlich.« Uwe Wesel gar sprach von juristisch abenteuerlichen Konstruktionen, die »in einem normalen Strafverfahren nur Hohngelächter« ernten würden (S. 1086, 1097).

Dass dem Überlebenden von Auschwitz und Buchenwald, Hermann Axen, und seiner Witwe der Anspruch auf die Ehrenpension für Kämpfer gegen den Faschismus wegen Verstoßung gegen die »Grundsätze der Menschlichkeit oder der Rechtsstaatlichkeit« abgesprochen wurde, ist angesichts des historischen Umgangs der bundesrepublikanischen Justiz mit den Mördern in ihren eigenen Reihen, die von 1933 bis 1945 für mehr als 30.000 Todesurteile Verantwortung trugen und in der Bundesrepublik wohlversorgt und in ihren Pensionsansprüchen ungestört leben durften, von besonderer Ironie (S. 1007–1066).

HOLGER BÖNING, BREMEN

Dietrich Krauss (Hg.)

Die Rache des Mainstreams an sich selbst. 5 Jahre »Die Anstalt«

Mit Max Uthoff, Claus von Wagner, Mely Kiyak, Norbert Blüm, HG Butzko, Gabriele Krone-Schmalz und vielen anderen. Frankfurt a.M.: Westend Verlag, 2019, 421 S.

Der vom verantwortlichen Redakteur der ZDF-Sendung »Die Anstalt« herausgegebene Sammelband bietet Beiträge der Verantwortlichen für die Sendung, von Mitstreitern, Kritikern und vor allem mehreren Journalisten, die sich mit dem Phänomen auseinandersetzen, dass von einem erheblichen Teil des Publikums Satiresendungen wie »Die Anstalt« oder die »Heute Show« zusehends als kritische Gegenöffentlichkeit zu den großen Leitmedien wahrgenommen würden, ja viele in solchen Formaten sogar die eigentlichen Nachrichtensendungen sähen. In diesem Zusammenhang wird darauf hingewiesen, dass jede Aussage in der Sendung durch professionelle Journalisten mehrfach auf ihre Quellen geprüft wird. Der Kommunikationswissenschaftler Michael Meyen beschreibt die hohe Glaubwürdigkeit und den Erfolg der Sendung als Menetekel, da Humor als Herrschaftskritik immer dann boome, wenn die üblichen Kommunikationskanäle verstopft seien. Ein Großteil der journalistischen Bedeutung der Sendung, so meint der Herausgeber, beruhe ohnehin darauf, dass der Vorarbeit von Journalisten, Fachleuten und Wissenschaftlern eine Reichweite verschafft werde, die sie sonst nicht hätte (S. 79).

Auch in den unterhaltsamen und informativen Werkstattberichten, in denen zu erfahren ist, wie diese Livesendung ohne Teleprompter produziert wird, beschäftigt die Autorinnen und Autoren das Verhältnis von Journalismus und Satire und ebenso die Frage, was der Boom der Satiresendungen über den Zustand des Journalismus aussagt; immerhin hat »Die Anstalt« regelmäßig zweieinhalb Millionen Zuschauer. Bedrückend, wenn etwa Norbert Blüm nachzeichnet, wie sich in die von der Versicherungsbranche gesteuerte Meinungsmache gegen die gesetzliche Rentenversicherung nicht nur Politiker, sondern auch breite Teile des Journalismus haben einbinden lassen; ein Schelm, wer denkt, das könnte etwas mit Anzeigenschaltungen der davon Profitierenden zu tun gehabt haben. Erhellend ist auch der Beitrag des Arbeitsrechtlers Wolfgang Däubler über die Leiharbeit und wie dank eines Aufrufes in der Sendung inzwischen diverse Prozesse laufen, die die aktuelle deutsche Leiharbeitsgesetzgebung kippen könnten. Der Kommunikationswissenschaftler Uwe Krüger schreibt über Journalisten und ihre transatlantischen Netzwerke, deren Verflechtungen die Sendung

mit großem Aufsehen öffentlich gemacht hat. Jens-Christian Rabe hat offenbar Kabarettisten wie Dieter Nuhr vor Augen, wenn er darüber nachdenkt, wie gute von schlechter Satire unterschieden werden könne und wie Kritik zu seichtester Unterhaltung, zu dummen Witzchen auf Kosten Schwächerer degeneriere, in der Lacher nur noch Ersatz für echtes Denken seien. Dem entgegen gestellt wird eine Form der Satire, für die Nähe zu Aufklärung und belehrender Unterhaltung konstitutiv ist. Wie nahe dies an einem Journalismus ist, der diesen Namen verdient, verdeutlicht der Beitrag von Ekkehard Sieker, Rechercheur für »Die Anstalt« und davor »Monitor«-Journalist.

Bemerkenswert, wie empfindlich manche Journalisten auf die zu Recht als Konkurrenz begriffene Sendung reagieren. Die Redakteurin der »Frankfurter Rundschau« Katja Thorwarth zeigt jene Arroganz gegenüber jeder Medienkritik, die für Misstrauen mitverantwortlich ist. Sie baut gegen ihre Kollegen, die sicherlich nicht in Anspruch nehmen, vor Fehlern gefeit zu sein, aber zu jeder Sendung einen 30 bis 100 Seiten umfassenden Faktencheck zur öffentlichen Überprüfung jeder ihrer Aussagen zur Verfügung stellen, den Popanz des Rechtspopulismus auf, ja, schiebt sie in eine Ecke mit Verschwörungstheoretikern und Antisemiten (S. 209). Hier lohnt sich wirklich die Lektüre. Aber auch die des folgenden Beitrags von Gabriele Krone-Schmalz. Aus langjähriger Erfahrung als Auslandskorrespondentin wendet sie sich gegen einen Journalismus mit der unprofessionell-arroganten Haltung, den Mediennutzer auf den »richtigen« Weg führen zu wollen. Fast immer, so meint sie, gäbe es mehrere Wahrheiten, zur journalistischen Professionalität gehöre es, Perspektiven zu wechseln, in andere Rollen zu schlüpfen, um diejenigen, über die man berichtet, besser zu verstehen und ihr Handeln zu begreifen.

Bemerkenswert ist im Übrigen die Tatsache, dass von jeder beliebigen Anne-Will-Sendung am nächsten Morgen sämtliche Onlinezeitungen berichten, ja, dass diese Ehre gar dem »Dschungel-Camp« zuteil wird, dass nach der »Anstalt« hingegen in der gesamten Presse bedredtes Schweigen zu konstatieren ist.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Maren Müller / Volker Bräutigam / Friedrich Klinkhammer

Zwischen Feindbild und Wetterbericht. Tagesschau & Co. – Auftrag und Realität (Neue kleine Bibliothek, Bd. 273), Köln: PapyRossa, 2019, 253 S.

Keinem Historiker künftiger Jahrhunderte dürfte es einmal schwerfallen, eine weitgehende Gleichförmigkeit von deutscher Außen- und militärischer Bündnispolitik sowie den von ARD-aktuell bevorzugten Positionen zu konstatieren. Vermutlich auch deshalb sprechen deren Redakteure so gerne vom Staatsrundfunk und Staatsfernsehen anderer Länder. In dem vorliegenden Buch werfen zwei langjährige Mitarbeiter der ARD in ihren aktuellen Nachrichtensendungen regelmäßige Verquickung von Meinung und Berichterstattung, Verdrehungen, Auslassungen, Unwahrheiten, Feindbildkonstruktionen, transatlantisch genormte Nachrichtenmanipulation und Schwarz-Weiß-Malerei, ja, selbst kriegstreiberische Tendenzen vor, die sich beispielsweise in absichtsvollem Framing und einer die Gegner des westlichen Militärbündnisses herabsetzenden Sprachwahl äußerten. Was einem Gegner des westlichen Bündnisses vorgeworfen werde, verschweige man bei dessen Freunden. Jeder Historiker, der sich jemals mit historischer Außenpolitik und Presseberichterstattung befasst hat, wird bestätigen, dass eine solche Kongruenz eines wichtigen Teils der Presse mit den jeweiligen Regierungspositionen stets eher die Regel als die Ausnahme war. Gleichwohl widerspricht dies zweifellos dem Programmauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, so dass die Reaktionen der für die Sendungen Verantwortlichen zwischen Empfindlichkeit und Arroganz changieren, die von dem Ratschlag »Sie haben die Freiheit, abzuschalten« des ZDF-Chefredakteurs Peter Frey bis zur Diffamierung von Kritikern als Verschwörungstheoretiker reichen. Ermutigen wollen die Autoren das Publikum zur eigenständigen Quellenprüfung und Recherche.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Klaus Arnold / Paschal Preston / Susanne Kinnebrock (Hg.)

The Handbook of European Communication History

Hoboken: Wiley Blackwell, 2020, 494 S.

Dieser Band ist eine ebenso immense wie verdienstvolle kollektive Forschungsleistung: 10 Jahre Forschung von der ersten Idee bis

zur Publikation, versammelt in 25 Beiträgen unter Beteiligung von 79 historischen Kommunikationsforschern und -forscherinnen aus allen Teilen Europas. Entstanden ist das »Handbook of European Communication History« im Kontext der »Communication History Section« der »European Communication Research and Education Association« (ECREA), die dieses Vorhaben gleich zur Gründung 2009 unter dem Vorsitz von Klaus Arnold sowie Susanne Kinnebrock und Paschal Preston als wesentlichen Beitrag zur Internationalisierung der historischen Kommunikationsforschung auf die Tagesordnung gesetzt hat. Anliegen des Handbuchs war es demnach nicht bloß, eine originäre Perspektive für die europäische Kommunikationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zu entwerfen und den internationalen Stand der Forschung hierzu einzufangen und zusammenzutragen, sondern gleichzeitig mit dem Projekt historische Kommunikationsforscher und -forscherinnen in Europa ganz praktisch in ihrer Forschung miteinander zu vernetzen. Für ein Forschungsfeld, das sich gemeinhin eher durch Einzelforschung auszeichnet, gingen die Herausgeber, um den hohen Anspruch des Handbuchs, »to illuminate important moments and aspects in European communication history from different national and cultural perspectives« (S. XXV), einzulösen, so neue kollaborative Wege und ließen die meisten der Beiträge nicht von Einzelnen, sondern von international zusammengesetzten Forscherteams verfassen. »As communication, media, and journalism studies were (and are) becoming much more international«, erläutern die Herausgeberinnen und der Herausgeber die den Beiträgen gemeinsame komparative Erkenntnisperspektive, »we perceived a growing need for research literature that goes beyond national perspectives and provides a basis for more transnational treatments of historical developments in the field of mediated communication. Therefore, it is not intended to analyze European countries separately or to present a compilation of national media histories. Instead, the chapters in this Handbook aim to deal with media industry and professional or policy innovations, important counter developments, audience, and consumption trends and policy issues in the field of mass media, public

discourse, and journalism that were important for all or at least many European countries.« Ein solches Vorgehen hat freilich auch selbstredend seine Grenzen und so wechseln die den einzelnen Beiträgen zugrunde liegenden exemplarischen Ländersample je nach greif- oder verfügbarer Expertise für Länder, Themen oder Zeiträume, was es nicht immer einfach macht, Gemeinsamkeiten und Unterschiede europäischer Entwicklungen durch die Zeit hinweg auszumachen und zu verfolgen. Zudem changiert das orientierende Kernkonzept »Europa« häufig zwischen geographischem Raum und politischer Idee und Institution – beide Perspektiven haben ihre Be-

rechtigung, sie eröffnen jedoch unterschiedliche Beobachtungspunkte für das Schreiben einer europäischen Kommunikationsgeschichte. Nicht nur um dies zu reflektieren, hätte ein resümierendes Schlusskapitel dem Handbuch gut getan, das noch einmal zentrale Charakteristika, Entwicklungen und Trends aus der Vogelschau herausarbeiten sowie auf die noch wenig bearbeiteten oder sogar unentdeckten Flecken auf der Landkarte einer Kommunikationsgeschichte Europas hinweisen hätte können, um die weitere Forschung in dieser Richtung zu inspirieren.

ERIK KOENEN, LEIPZIG